

Sozialdemokratischer Pressedienst

Verleger und Redaktion:
Gerd Hoffmann, Berlin.
Verleger: Kurt Schlegel 4188/4189



Stellen für Verlag und Redaktion:
Berlin G 2 01, Zehn-Milken-Platz 6
Telefon: Central

Die Zeitung wird in Colloredo.
Der Inhalt ist nur auf Grund eigener Nachrichten und Berichte zu entnehmen.
Der Inhalt ist nur auf Grund eigener Nachrichten und Berichte zu entnehmen.

Berlin, den 12. Dez. 1932.

Int. Institut
Soc. Geschiedenis
Amsterdam

Was bedeutet Genf?

SPD. Die Einigung auf der Genfer Fünfländerbesprechung ist insofern ein bedeutendes und erfreuliches Ereignis, als sie die Rückkehr Deutschlands in die Abrüstungskonferenz ermöglicht. Schon das allein ist ein wichtiges Ergebnis, wenn man bedenkt, dass die Konferenz seit dem Sommer praktisch lahmgelegt war, als die Regierung Papen beschlossen hatte, solange an ihr nicht wieder teilzunehmen, bis nicht die deutsche Gleichberechtigung grundsätzlich zugestanden werden würde. Der im September unternommene Versuch, ohne Deutschland weiterzuberaten, erwies sich sehr bald als undurchführbar, weil die wichtigsten Beschlüsse in der Luft hingen, solange die Zustimmung Deutschlands fehlte.

Die Genfer Einigung ist aber auch aus einem andern Grunde erfreulich: sie erledigt zugleich den gefährlichen Vorschlag des Amerikaners Norman Davis, der dahin ging, die gesamte Konferenz auf zwei bis drei Jahre zu vertagen und sich einstweilen mit dem Abschluss eines sogenannten Vorvertrages zu begnügen, der lediglich die überaus dürftigen bisherigen Teilergebnisse umfasst hätte. Dieser Vorstoss, der praktisch die Vertagung jeder ernsthaften Abrüstung auf den Sanktimmerleinstag bedeutet hätte, ist damit abgewehrt.

Was bedeutet aber wirklich die Genfer Einigungsformel? Wenn man den Pariser Nationalistenblättern Glauben schenken wollte, würde sie eine glatte "Kapitulation Herriots" vor Deutschland darstellen. Aber auch die offiziöse Schleicher-Presse bezeichnet sie als einen grossen Sieg des deutschen Standpunktes. Hingegen äussert sich die offiziöse Pariser Presse sehr zufrieden und versichert, dass Frankreich im wesentlichen seine Sicherheitsforderungen durchgesetzt hätte, ohne die Zukunft hinsichtlich der deutschen Gleichheitsforderungen zu präjudizieren.

Die Angriffe der französischen Rechten auf Herriot entspringen durchsichtigen, innerpolitischen Gründen. Sie sind das Trommelfeuer, mit dem die Reaktion die Regierungsfestung für die neue Schuldendebatte sturmreif machen will. Umgekehrt soll das überschwengliche Lob, das die deutsche Regierungspresse dem Kabinett Schleicher spendet, dazu dienen, die noch schwache Existenzgrundlage der neuen Reichsregierung zu untermauern.

Wir Sozialdemokraten haben wahrhaftig Gründe genug, um unsere Opposition gegen das Kabinett Schleicher mit unverminderter Schärfe fortzusetzen, so dass wir es nicht nötig haben, einen aussenpolitischen Erfolg dieser Regierung zu bestreiten, wenn er wirklich erzielt worden sein sollte. Und so wollen wir anerkennen, dass das Abenteuer, das die Regierung Papen-Neurath gewagt hatte, als sie den Boykott über die Abrüstungskonferenz verhängte, unter der Regierung Schleicher-Neurath einigermaßen glimpflich beendet worden ist. Wir wollen sogar nachträglich feststellen, dass dieses gewagte Spiel vielleicht notwendig gewesen ist, um Frankreich zu einer wenigstens theoretischen Bejahung

der deutschen Gleichberechtigung zu bewegen.

Aber steht nicht der Preis, mit dem dieser Erfolg erkämpft wurde, in einigem Missverhältnis zu dem Tatsächlichen Wert der erreichten Zugeständnisse? Hat nicht Frankreich in dieser Zwischenzeit mit sichtbarem Erfolg die diplomatische Isolierung Deutschlands betreiben können? Allein die russisch-französische und russisch-polnische Annäherung, ganz abgesehen von dem englisch-französischen Konsultativpakt von Lausanne, ist eine Tatsache, die durch den positiven Abschluss der Genfer Fünfmächteberatung nicht aus der Welt geschafft wird und diesen sogar überdauern dürfte, während die Genfer Formel ihre Wirksamkeit erst noch erweisen muss.

Gewiss: es ist ein unbestreitbarer Fortschritt, wenn heute Frankreich zugibt, dass es einer der Grundsätze der Konferenz sein soll, den besiegten Staaten die Gleichberechtigung zu verschaffen, und dass das künftige System allen Nationen die Sicherheit bieten muss. Es ist ferner nicht zu unterschätzen, dass diese Grundsätze im künftigen internationalen Abrüstungsabkommen "verkörpert" werden sollen, denn das bedeutet rechtlich die von Deutschland geforderte Ersetzung des Teils V des Versailler Vertrages durch die künftige Abrüstungskonvention. Es ist auch ausdrücklich vereinbart, dass eine Konvention, die alle Staaten zur Rüstungseinschränkung verpflichtet, unverzüglich ausgearbeitet wird. Dagegen legen wir auf die auf Betreiben Englands beschlossene neue, feierliche "Nie-Wieder-Krieg"-Erklärung keinen besonderen Wert, denn sie wird nur eine Wiederholung des Völkerbundsstatuts, der Locarno-Verträge und des Kellogg-Paktes darstellen und dazu fehlt jede Veranlassung. Die Mächte täten besser, dafür zu sorgen, dass die bereits vorhandenen Verpflichtungen wirklich respektiert werden, während sie gerade jetzt im Mandschurei-Konflikt das Beispiel einer sträflichen Gleichgültigkeit bieten.

Indessen: so wertvoll die Genfer Formel an sich sein mag, und sei es nur, weil sie die Rückkehr Deutschlands in die Konferenz ermöglicht und diese somit vor der drohenden Katastrophe eines Scheiterns bewahrt, nichts wäre verfehlter, als zu glauben, dass damit die Zukunft der Konferenz gesichert und die schwierigsten Hindernisse bereits weggeräumt seien. Im Gegenteil: Der Kampf in Genf wird nun erst recht beginnen, der Kampf um die Auslegung und die praktische Anwendung der verschiedenen, ziemlich allgemein gehaltenen Ausdrücke der Genfer Einigungsformel: Der Kampf um die Begriffe der "Gleichberechtigung" und der "Sicherheit", der Kampf um die versprochenen Rüstungseinschränkungen, der Kampf um die Pläne Herriots und Sir John Simons, sowie um weitere konkrete Vorschläge, die in den kommenden Wochen und Monaten noch zweifellos auftauchen werden.

Diese Kämpfe werden die Konferenz auch und gerade nach der Rückkehr Deutschlands noch mancher Belastungsprobe aussetzen und niemand vermag heute zu sagen, ob sie diese Proben bestehen wird. Aufgabe der internationalen Arbeiterklasse bleibt es nach wie vor und mehr denn je, mit vereinten Kräften dafür zu sorgen, dass die Militaristen und Nationalisten aller Länder bei diesen Kämpfen schliesslich unterliegen.

SPD. Marburg/Lahn, 12. Dez. (Eig. Dr.)

In einem Walde in der Nähe von Biedenkopf wurde ein im freiwilligen Arbeitsdienst beschäftigter Arbeiter, der Lohngehälter geholt hatte, angefallen. Er setzte sich energisch zur Wehr, wurde aber mit einem Rasiermesser erheblich verletzt. Es gelang dem Ueberfallenen schliesslich mit den Lohngehältern zu flüchten. Er wurde nach Marburg in eine Klinik gebracht. Der Täter wurde später von vier Arbeitern gestellt und der Polizei übergeben. Er gehörte bis vor kurzem dem Stahlhelm an und hat in den letzten Tagen bei den Nazis Anschluss gesucht.

SPD. Stuttgart, 12. Dezember (Eig. Dr.)

In Göppingen starb Gottfried Kinkel, Mitglied des Landesvorstandes der württembergischen Sozialdemokratie, im Alter von 61 Jahren. Kinkel gehörte zu jener Generation von Mitkämpfern der Sozialdemokratie, die in Württemberg Pionierarbeit auf steinigem Boden verrichteten. Seit mehr als zwei Jahrzehnten hat er dem Gemeinderat der Stadt Göppingen und dem württembergischen Landtag angehört.

SPD. Breslau, 12. Dezember (Eig. Drahtb.)

Am Montag-Mittag kam es an der Breslauer Universität wiederum zu Aus-schreitungen. Als sich trotz Aufforderung des Rektors die Uruhestifter nicht entfernten, wurde Kriminalpolizei eingesetzt. 50 Studierende mussten die Ausweiskarten abgeben.

SPD. London, 12. Dezember (Eig. Ber.)

Im Kampfe gegen die Demokratie ist in allen Ländern eines der beliebtesten Instrumente die "erste" Kammer. Die Reaktion wütet sonst gegen die Verlangsamung und Umständlichkeit, die angeblich durch eine demokratische Volksvertretung in die Staatsgeschäfte hineingebracht wird. Aber eine zweite Instanz, die in den Gang der Geschäfte eingeschaltet wird, ist ihr nicht zuwider solange diese Instanz dem Fortschritt ein Hemmnis bietet. Das ist, auf die einfachste Formel gebracht, die Funktion der "ersten" Kammer, wo sie auch besteht.

Das britische Oberhaus, das "House of Lords", übt neben dieser Funktion auch andere aus. Dieses Herrenhaus dient der Aufrechterhaltung aller gesellschaftlichen, kulturellen und sozialen Traditionen, die den britischen Konservatismus verkörpern. Die Klassenschichtung der britischen Gesellschaft offenbart sich hier in Potenz.

Die britische Arbeiterbewegung hat sich bisher nicht allzu sehr um diese Institution gekümmert. Sie hat sich um unmittelbare Fragen der Organisation und des politischen und ökonomischen Tageskampfes bemüht, im Bewusstsein, dass kein Oberhaus vor ihr würde standhalten können, wenn es erst um Regierungsmacht und nicht nur wie bisher um Regierungsverantwortung ohne ausschlaggebende Unterstützung, ginge. Dieses Bewusstsein hat sie auch jetzt nicht verlassen. Es war dem Arbeiterabgeordneten Morgan Jones nicht möglich, in einer Debatte im Unterhaus am 30. November die Frage des Herrenhauses anders als nebensächlich zu behandeln. Auf eine Herausforderung von konservativer Seite antwortete er "Die Arbeiterpartei hat sehr wenig Interesse an dieser Frage".

Der Fragenkomplex "Verfassungsreform und Oberhausproblem" ist aber für die Reaktion in Grossbritannien nicht weniger typisch als für die in anderen Ländern. Die Wahldemokratie ist zwar zu fest im Volksganzen verankert, als dass man in nennenswertem Ausmasse mit dem erblichen Oberhaus zu operieren wagt. Das ist von allen Seiten erkannt worden gegenüber den Vorschlägen auf Reform des House of Lords, von denen es in diesem Herbst in Grossbritannien wimmelt.

Aber die Vielheit der Vorschläge bedeutet hieß wie anderswo, dass die Reaktion ängstlicher als je vor dem Anschwellen der demokratischen Kräfte da steht. Sie versucht ihnen die künftige volle Kraft zu rauben, indem sie eine Hemmung einschaltet. Die Durchschlagskraft der unmittelbaren Volksvertretung in der Verwaltung der Staatsgeschäfte soll gebrochen werden, was dem Konservatismus nur dienlich sein kann. Lord Salisbury erklärte in einer Rede am 7. Dezember :

"Die zu erwartende Arbeiterregierung wird sich von einer Minderheit im Parlament gar nichts gefallen lassen. Vor allem wird sie die Geschäftsordnung durchgreifend ändern, um ihre Pläne durchzubringen. Weit davon entfernt, daß eine erste Kammer weniger notwendig sein wird, wird sie viel notwendiger sein."

Nun ist die Reaktion in ihrer Hoffnung enttäuscht worden, dass die "nationale Regierung" schon in dieser Session einen zweckdienlichen Reformvorschlag einbringen würde. Eine Reform, die das Oberhaus vor der nächsten Arbeiterregierung etwas sicherer stellt, ist noch nicht in die Wege geleitet worden. Aber die öffentliche Meinung wird inzwischen vorbereitet.

Die Arbeiterpartei reagiert auf all das mit Gelassenheit. Ihre Vertreter geben pünktlich Antwort auf die verschiedenen Vorstöße, ohne zu verhehlen, dass ihnen mehr an der Aufhebung des House of Lords als an ihrer "Reform" liegt. Der "Daily Herald" mit einer täglichen Auflage von jetzt über 1 600 000 sorgt für genügend Publizität.

Am interessantesten ist aber das Verhalten der Labourmitglieder im Oberhaus selber. Sie haben am 9. November erklärt, sich nicht mehr an der Abstimmung über vom Unterhaus kommende Gesetzesvorlagen beteiligen zu wollen. Sie könnten nicht daran mitwirken, dass das Oberhaus die Funktion der gewählten Volksvertretung beeinträchtigt. Daneben nützen sie aber das Oberhaus aus als Plattform für sozialistische Propaganda und für eine schonungslose Kritik an der Politik der Regierung.

Mandarf ja nicht vergessen, dass die übergrosse Regierungsmehrheit des Unterhauses mit Hilfe der veralteten und verschleppenden Geschäftsordnung die kleine Minderheit von Arbeiterabgeordneten daran hindert, alles wünschenswerte zur Sprache zu bringen. Das Unterhaus ist deshalb auch für die Agitation der Arbeiterbewegung unzureichend.

Hier springt die kleine Gruppe von elf "Arbeiterlords" ein. Sie unterhalten ein dauerndes Trommelfeuer auf die Regierung. In einer Debatte nach der anderen, in zahlreichen Anfragen, in dokumentierten Reden lenken sie die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit auf die schwachen Stellen der Regierungspolitik, vor allem in der Aussenpolitik und in der Abrüstungsfrage. Auf diese Art verderben sie der Reaktion ihre Freude an diesem Hort des Konservatismus und des Standesdünkels.

SPD. Der Reichspräsident empfing am Montag in Gegenwart des Reichskanzlers den Nazi-Präsidenten des Reichstages Goering und den Nazi-Präsidenten des preussischen Landtages Kerrl. Die Besprechungen galten dem Preussen-Konflikt.

In letzter Zeit drängen die Nationalsozialisten immer stärker zur Neuwahl der preussischen Regierung. Goering soll und will Ministerpräsident werden. Aber er will und darf nach den Beschlüssen der Nazi-Parteileitung nicht unter den Voraussetzungen, die vom Reich an die Aufhebung des Preussenkommissariats geknüpft werden. Die Reichsregierung will das Kommissariat nur aufheben wenn der neue preussische Ministerpräsident als Vizekanzler in das Reichskabinett eintritt. Auf diese Weise soll die Tolerierung der Schleicher-Regierung durch die Nationalsozialisten erzwungen werden. Gegen diesen Zwang wenden sich die Nationalsozialisten. Ihn zu beseitigen war der Zweck der Unterredung mit Hindenburg. Allerdings ist diese Besprechung negativ verlaufen.

SPD. Stuttgart, 12. Dezember (Eig. Dr.)

Der Stuttgarter Gemeinderat beschloss am Montag die Uebernahme einer Bürgerschaft in Höhe von 1,1 Millionen Mark zur Vollendung des im Bau stehenden neuen Gewerkschaftshauses. Der Beschluss wurde mit 28 Stimmen der Sozialdemokraten, Kommunisten, des Zentrums, des Christlichen Volksdienstes und der beamteten Stadträte gegen 22 Stimmen der Nationalsozialisten, Deutschnationalen, der Volkspartei und der Deutsch-Demokratischen Partei gefasst.

SPD. Köln, 12. Dezember (Eig. Drahtb.)

Der Polizeipräsident teilt mit, dass kommunistische Elemente am Silberrnen Sonntag einen heimtückischen Anschlag auf ein hiesiges Warenhaus versucht haben. Sie hatten eine besonders präparierte Kanne mit leicht brennenden Stoffen, die bereits glimten, in Form eines Paketes in dem vollbesetzten Warenhaus stehen lassen. Angestellte des Warenhauses griffen rechtzeitig zu und konnten ein unabsehbares Unglück verhindern. Die Täter konnten bisher nicht ermittelt werden.

SPD. "Gewaltiges Treuebekenntnis in Schlesien und Sachsen", "Treuegelöbnis des Gaus Brandenburg", "Es handelt sich jetzt die Nerven zu behalten", das sind die Balkenüberschriften der Naziblätter und das ist der ständig wiederkehrende Refrain in allen Artikeln und Naziversammlungen. An allen Orten und Enden tagten am Sonnabend und Sonntag die "Amtswalter", Hitler raste von Berlin nach Schlesien und durch ganz Sachsen, Goebbels redete, Goering redete, und alle redeten vom nahen Sieg und alle schwuren Treue! Und warum all dies: Weil Pg. Gregor Strasser wegen Erkrankung drei Wochen beurlaubt worden ist!

Nazi sein, heisst Strammstehen und Maulhalten. Aber selbst der letzte politische SA-Säugling beginnt über das Theater zu lachen, das die Hitler und Konsorten vor den Kulissen wegen eines "Urlaubs" begonnen haben. Hinter den Kulissen sieht es anders aus. Da schwelt der Aufruhr und die Kundigen wissen, dass es Hitler angst und bang geworden ist. Deshalb gaukelte er in Schlesien und Sachsen den "Amtswaltern" wieder einmal den nahen Sieg vor. "Wenn ich mit dieser Bewegung antrete", schrie er in seinen Versammlungen, "so weiss ich, dass ich mit ihr siegen werde", und Goebbels verstieg sich zu dem Satz: "Man wird später einmal nicht darnach fragen, ob wir im November oder Dezember 1932, oder erst im Januar oder Februar 1933 zur Macht kamen!" Es muss schlimm aussehen in den Braunen Häusern, wenn die Osafs in den Stil und auf die Anreisserei des billigen Jakob herunterkommen, um die Schäflein beisammenzuhalten, und wenn sich Hitler in Breslau sogar mit dem alten Fritz verglich, "dem trotz schwerster Schicksalsschläge niemals der Gedanke an Kapitulation gekommen sei. Die Grösse und die Stärke der Preussenarmee, die auch ein Kunersdorf zu ertragen wusste, waren nicht die Tage des Glücks, sondern des Unglücks. Aus zwölf Schlachten ist noch keine Armee stärker herausgekommen, als sie hineinging."

Wenn die Kindlein sind im Dunkeln, wird beklommen ihr Gemüt, und um ihre Angst zu bannen singen sie ein lautes Lied, dichtete Heinrich Heine. Kein anderer Sinn und Zweck steckt hinter den geschwollenen und einander widersprechenden Phrasen von Hitler und Goebbels. Im gleichen Atemzug, da die Herren die Machtübernahme für den Monat Februar oder März 1933 ankünden, bekennen sie, dass sie geschlagen sind. Im gleichen Saal von Breslau, wo das "gewaltige Treuebekenntnis" zu Hitler erfolgt, droht der Landesinspektor Brückner: "Der Gau Schlesien ersehnt den Augenblick, wo Gregor Strasser

wieder die Möglichkeit bekommt, Adolf Hitler zur Seite zu stehen, damit er eine Kraft hat, auf die er sich zwischen Polen und Tschechen verlassen kann! Goebbels muss im Berliner Naziblatt eine Erklärung veröffentlichen, in der er die Beschimpfung Gregor Strassers zurücknimmt. Das ist die Kehrseite der Treueschwüre und das ist das Bild hinter den Kulissen!

Hinter dem "Urlaub" von Strasser schwelt die Rebellion und der Aufruhr, und Gregor Strasser zurückholen, das ist die offene Kapitulation und das Kompromiss mit Schleicher.

SPD. Genf, 12. Dezember (Eig. Drahtb.)

Der russische Aussenminister Litwinow und der chinesische Vertreter Yen haben am Montag durch Notenaustausch die sofortige Wiederaufnahme der diplomatischen und konsularischen Beziehungen, die 1929 durch die chinesische Zentralregierung abgebrochen worden waren, in Kraft gesetzt. Dem Abschluss dieses Vertrages im Augenblick des Beginns einer Verständigungsaktion des Völkerbundes zwischen China und Japan wird eine sehr grosse Bedeutung beigelegt. Litwinow bringt den Sowjetstaat bei dieser Gelegenheit in einem Kommuniqué gegenüber Amerika und England in empfehlende Erinnerung. Nur wenn alle Staaten, sagt er darin, wieder normale Beziehungen unterhalten, könne von einer wirklichen internationalen Zusammenarbeit für den Frieden, von internationaler Einhaltung von Friedensverträgen und Uebereinkommen sowie von der Schaffung anerkannter autoritativer universeller Organisationen gesprochen werden.

SPD. Das Bureau der Sozialistischen Arbeiter-Internationale beschäftigte sich im Anschluss an die Sonntags-Diskussion über die internationale politische Lage am Montag besonders mit der Situation im Fernen Osten. In diesem Zusammenhang wurde auch über die Missverständnisse, die die Reise des Japaners Bunji Suzuki in der Presse hervorgerufen haben, folgende Feststellung gemacht:

Das Bureau der S.A.I. hat von dem Bericht des Sekretariats und mehrerer Parteien Kenntnis genommen über die Reise von Bunji Suzuki, die das Ziel der Propagierung der imperialistischen Politik der japanischen Regierung unzweideutig verfolgt.

Das Bureau der S.A.I. erklärt, dass es nicht festzustellen in der Lage ist, ob Bunji Suzuki befugt ist, im Namen der neu gegründeten "Sozialistischen Massenpartei" aufzutreten. Diese neu gegründete Partei ist nicht Mitglied der Sozialistischen Arbeiter-Internationale, ebensowenig wie die nun nicht mehr bestehende "Sozialdemokratische Partei Japans" es war. Auch hat keine dieser Parteien jemals um die Aufnahme in die Sozialistische Arbeiter-Internationale angesucht. Das Bureau der S.A.I. ist bei der Unterdrückung der freien Meinungsäusserung in Japan unter dem Kriegszustand gegenwärtig noch nicht in der Lage festzustellen, welche Stellung die neu gegründete "Sozialistische Massenpartei" in den Fragen der auswärtigen Politik tatsächlich einnimmt, es erklärt aber, dass es die Versuche der Beschönigung der imperialistischen Eroberungspolitik Japans, die Suzuki bei seinen Unterredungen in Europa versucht, auf das schärfste verurteilt. Das Bureau erinnert an die Resolution der Exekutive der S.A.I. vom 20. Mai 1932, in der die Stellung der Sozialistischen Arbeiter-Internationale gegen den Krieg im Fernen Osten und gegen die imperialistische Eroberungspolitik Japans festgestellt ist.

Im Laufe der Verhandlungen über die internationale Lage nahm das Bureau auch zu den tragischen Ereignissen in Genf durch folgende Entschliessung Stellung:

Das Bureau der S.A.I. nimmt Kenntnis von den Genfer Ereignissen vom

9. November 1932, spricht seinen Abscheu und seine Entrüstung über die brutale Schiesserei schweizerischer Miliztruppen auf demonstrierende Arbeitermassen aus, erblickt in der Verhinderung der Teilnahme eines demokratisch gewählten Abgeordneten an den Verhandlungen des Parlaments durch den schweizerischen Nationalrat selbst einen Akt politischer Rache und übermittelt den Opfern der blindwütenden Reaktion der Genfer und der Schweizer Bourgeoisie den Ausdruck herzlichster Sympathie.

Die weiteren Beratungen des Bureaus galten der Organisation einer Internationalen Sozialistischen Konferenz, die im Prinzip von allen angeschlossenen Parteien bereits gutgeheissen worden ist. Diese Konferenz, die die Aufgabe haben wird, die prinzipielle geistige Orientierung über die grossen Probleme, vor denen die Arbeiterklasse heute steht, zu fördern, wird von einer Sitzung der Exekutive der S.A.I. in der zweiten Hälfte Februar in den Einzelheiten endgültig vorbereitet werden. Die Exekutive wird sich über Tagesordnung, Zeit und Ort der Konferenz schlüssig zu werden haben. Das Bureau hat in dieser Richtung vorläufige Empfehlungen an die Exekutive formuliert.

SPD. Paris, 12. Dezember (Eig. Drahtb.)

Die französische Kammer hat sich am Montag noch nicht über die Schuldenzahlung an Amerika ausgesprochen, sondern nach einer fast dreistündigen Rede Herriots, in der der Beschluss der Regierung, die am 15. Dezember fällige Rate an Amerika mit Vorbehalten zu zahlen, begründet wurde, die Fortsetzung der Debatte auf Dienstag-Nachmittag beschlossen.

Die Vertagung wird offiziell damit begründet, dass der Finanz- und der Auswärtige Ausschuss der Kammer erst zu dem Beschluss der Regierung Stellung nehmen und dann eine Entschliessung ausarbeiten müssen, die der Kammer zur Annahme empfohlen werden soll. In Wirklichkeit ist für die Vertagung ein ganz anderer Grund massgebend. Da sich die französische Regierung für die Zahlung mit Vorbehalten nach englischem Muster ausgesprochen hat, diese Vorbehalte aber von Amerika abgelehnt worden sind, kann die französische Regierung natürlich nicht dieselben Vorbehalte machen. Infolgedessen war Herriot auch nicht in der Lage, im Laufe seiner Rede die Natur der Vorbehalte anzugeben. Er muss sich gemäss den getroffenen Vereinbarungen erst mit England ins Einvernehmen setzen um zu beraten, in welcher Weise man nun gegenüber Amerika vorzugehen gedenkt. Wenn darüber zwischen Frankreich und England eine Einigung erzielt ist, was wahrscheinlich erst im Laufe der Nacht zum Dienstag oder am Dienstag-Vormittag möglich sein wird, kann Herriot vor den zuständigen Kommissionen erscheinen, um seine neuen Vorbehalte mitzuteilen.

Vom parlamentarischen Standpunkt betrachtet ist diese Einigung eigentlich überflüssig. Denn die Art, in der Herriot den Zahlungsbeschluss der Regierung begründete, hat auf die Kammer, obgleich die Rede an mehreren Stellen fast einstimmigen Beifall fand, einen schlechten Eindruck gemacht, was der Ministerpräsident am Schluss seiner Ausführungen selbst fühlte. In den Wandelgängen der Kammer wurde nach Schluss der Sitzung allgemein erklärt, dass die Regierung am Dienstag gestürzt werden wird, da sie von über 600 Stimmen höchstens 200 erhalten werde. Die Sozialisten sind, obgleich noch kein fester Beschluss vorliegt, entschlossen, der Regierung das Vertrauen zu verweigern. Nach der Haltung der Rechten und der Mitte bei den entscheidenden Stellen der Rede ist auch dort mit einer geschlossenen Ablehnung des Regierungsstandpunkts zu rechnen.

Die Rede Herriots gliederte sich in drei Teile. Im ersten Teil gab der Ministerpräsident einen historischen Ueberblick über das Schuldenproblem. Gleich zu Anfang seiner Ausführungen wies Herriot mit lobenden Worten auf die Interventionen Amerikas im Kriege auf seiten der Alliierten hin. Er er-

klärte, dass die ganzen Schwierigkeiten, in denen man sich jetzt befinde, darauf zurückzuführen seien, dass Amerika die bei der Unterzeichnung der Friedensverträge versprochenen Sicherheitsgarantien nicht gewährt habe und dass die Vereinigten Staaten nicht in den Völkerbund eingetreten seien. Er erinnerte an die Vorbehalte, die bei der Ratifizierung des Schuldenabkommens im Jahre 1929 von der Kammer und dem Senat gemacht worden sind, und die sich auf der gleichzeitigen Ratifizierung des Young-Planes stützen. Der Young-Plan, bei dessen Ausarbeitung die Amerikaner an hervorragender Stelle beteiligt waren, habe eine tatsächliche wenn auch nicht eine juristische Verbindung zwischen Reparationen und Schulden hergestellt. Wenn Frankreich den in diesem Plan vorgesehenen Betrag von 200 Millionen Pfund jährlich erhalten hätte, wäre es befriedigt gewesen und hätte die amerikanischen Schulden regelmässig gezahlt. Aber dieser ganze Mechanismus sei durch das Hoover-Moratorium vom vorigen Jahre zerstört worden. (Grosser Beifall der Kammer mit Ausnahme der Sozialisten und Kommunisten.)

SPD. Im Haushaltsausschuss des Reichstages wurden am Montag durch die Initiative der sozialdemokratischen Fraktion sowohl für die Winterhilfe als auch im Abbau der Papennotverordnungen beachtliche Fortschritte erzielt.

Abgeordneter Aufhäuser (Soz) berichtete über den Beschluss des sozialpolitischen Ausschusses zur Winterhilfe, die auf Grundlage der sozialdemokratischen Forderungen einstimmig angenommen worden waren. Die Reichsregierung wird danach aufgefordert, für alle Arten von Empfängern öffentlicher Unterstützungen und Renten eine zusätzliche Winterhilfe zu schaffen, deren Durchführung den Gemeinden übertragen wird. Diese Hilfe besteht in unehtgeltlicher Belieferung mit Naturalien und Kleidungsstücken, wobei eine Verminderung der Geldunterstützung nicht eintreten darf. Die Mittel hierfür stellt das Reich den Gemeinden zur Verfügung. Verlangt hatten die Sozialdemokraten im sozialpolitischen Ausschuss, dass bestimmte Quantitäten von Brot, Fleisch und Kohle für die Erwerbslosen bereitgestellt werden. Diese Forderung war im sozialpolitischen Ausschuss fallen gelassen worden. Im Haushaltsausschuss traten nun die Nationalsozialisten für die Wiederherstellung der sozialdemokratischen Forderung ein. Sie nahmen also eine andere Stellung ein als im sozialpolitischen Ausschuss.

In der Finanzierungsfrage wurden keine Beschlüsse gefasst. Die Deckung bleibt der Regierung überlassen. Abg. Hertz (Soz) stellte gegenüber den vom Reichsfinanzminister hervorgehobenen Finanzierungsschwierigkeiten fest, dass der sozialdemokratische Antrag für Brot 70 Millionen Mark, für Kohlen 70 bis 80 Millionen und für Fleisch 40 Millionen Mark beanspruche. Die Deckungsvorschläge reichten für jene Ausgaben aus. Die Regierung habe erst kürzlich wieder 100 Millionen Mark für Roggenstützung zur Verfügung gestellt. Sie solle entsprechend der Erklärung des Staatssekretärs Planck im Plenum endlich einmal sagen, wieviel Millionen sie zur Verfügung stellen wolle. Die sozialdemokratischen Deckungsvorschläge: Aufhebung des Treibstoffbeimischungszwangs, Wiedererhebung der Ausgleichsabgaben für Mineralzölle usw. brächten ungefähr 170 Millionen.

Die Regierung wollte nur eine Verbilligungsaktion durchführen, aber keine unehtgeltliche Lieferung. Sie wird nun gezwungen sein, ihren bisherigen Standpunkt zu korrigieren. Jedenfalls liegt eine einmütige Willenserklärung des Ausschusses vor, die Winterhilfe in der Form durchzuführen, wie sie die Sozialdemokraten im sozialpolitischen Ausschuss skizziert haben.

Vierzig Millionen Untermenschen?

Von Philipp Scheidemann.

I.

SPD. Die Marxisten sind Untermenschen schlechtweg, Vaterlandsverrat ist ihre Spezialität. Jeder politische Analphabet der SA. versichert es täglich hundertmal. Die Kommunisten sind im Hauptberuf rote Mordbestien. Das Zentrum setzt sich nach den nationalsozialistischen Monatsheften zusammen aus korrupten Gaunern und Fälschern, notorischen Verbrechern und Betrügern, die bei Prozessionen mit geweihten Kerzen in den schmierigen Pfoten einherziehen. Die Deutschnationalen des "Hugenzwergs" sind erbärmliche Verräter und Erzreaktionäre. Die Nazi suchen ihnen die richtige Gesinnung mit Stuhlbeinen beizubringen. Die Deutschnationalen Stahlhelmer sind die Wachtwächter der Reaktion. Es bleiben die vielen Splitterparteien und die Herrschaften um Dingeldey: das sind die zärtlichen Verwandten des Hugenzwergs. Also alles Jacke wie Hose.

Wir fügen hinzu, dass der Oberosaf Hitler in seinem Schmöker "Mein Kampf" die Journalisten ausserhalb seines Römischen Reichs ganz allgemein als Preselumpen, geistige Raubritter, Burschen, Spiessgesellen, Lumpenpack, Strolche, schürkenhafte Tintenfische und Gesindel bezeichnet. Danach weiss man also Bescheid; zwei Drittel des deutschen Volkes sind nach Auffassung der Nazi Landesverräter, Lumpen, Schufte und Strolche.

II.

Es bliebe demnach ein besseres Drittel des deutschen Volkes übrig, nämlich die Nazi. "Man erkennt sie am blauen Auge, am treudeutschen Blick, auch wenn sie keinerlei Abzeichen haben". Dieses Drittel des deutschen Volkes setzt sich zusammen aus Edelmenschen aller Geschlechter. Von hier aus rekrutiert sich die Herrenschicht, die sich darüber klar ist, "dass sie auf Grund ihrer besseren Rasse das Recht hat zu herrschen und die diese Hehrschaft über die breite Masse rücksichtslos aufrechterhält und sichert." (Hitler zu Otto Strasser.)

An der Spitze dieser Herrenschicht stehen mit dem Führer Hitler, den Professor Gruber als absolut schlechter Rasse befunden hat, die Goebbels, Frick, Rosenberg, Münchmeyer, Röhm und andere gleicher Güte. Freilich gibt es schon bei den Spitzenreitern Qualitätsunterschiede. So wird die Rassereinheit des Herrn Josef Goebbels selbst im engsten Kreise angezweifelt. Man hat um ihn zu entschuldigen gesagt, dass er "mittelmeerländischer Abstammung" sei. Das ist vermutlich auch der Stahlhelmführer Duesterberg unter dessen Voreltern der ehrenwerte und klangschöne Name Abraham und Jsaak keine Seltenheit gewesen sind. Der ehemalige Hauptmann Röhm, jetzt Stabschef und besonderer Freund des Oberosafs Hitler, erscheint dem nordischen Rosenberg nicht ganz koscher, deshalb schildert diesen Röhm wiederum in einem Brief an den gleichgearteten Dr. Heimsoth als einen tölpelhaften Moralathleten. Dass ein solcher von den Röhmern genau so zu bekämpfen ist wie der § 175 ist selbstverständlich.

III.

Im Gegensatz zu den bereits gekennzeichneten zwei untermenschlichen Dritteln des deutschen Volkes ist der grosse Haufen des Nazidrittels prima prima! Als im Reichstag 1931 über die Aufhebung der Immunität verhandelt wurde stellte es sich heraus, dass die Rechts- und Staatsanwälte sich am meisten für nationalsozialistische Abgeordnete interessierten. In keinem einzigen Falle handelte es sich übrigens um eine Handlung, die ein Abgeordneter im Reichstag selbst oder in seiner Eigenschaft als Abgeordneter begangen hatte. Von allen 400 Anträgen auf Auslieferung zur Strafverfolgung entfielen, abgesehen von den Kommunisten und Nazi, auf sämtliche übrigen Parteien zusammen nur 16 Fälle! Bei den Nationalsozialisten handelte es sich in der Hauptsache um Beschimpfungen der Republik und politischer Gegner. Die Aufhebung der Immunität wurde verlangt bei den Abgeordneten Loper in 10 Fällen, Feder in

12 Fällen, Wagner in 13 Fällen, Goebbels in 24 Fällen, Münchmeyer in 27 Fällen, Strasser in 30 Fällen, Koch in 34 und Buch in 39 Fällen. Wenn das nicht vorbildliche Volksvertreter sind, wer weiss bessere!

Damit alle nationalsozialistischen Parteigänger wenigstens einmal gründlich und ungestraft sagen und tun können, was sie mögen, werden für sie Freinächte der langen Messer verlangt. Allerdings müssen sie, solange diese Freinächte noch nicht gestattet sind, für ihr Tun einstehen, sobald man sie schlagend, stechend oder schießend erwischt. Das mussten bekanntlich auch die Nazi der besseren Rasse in Potempa erfahren, die zum Tode verurteilt werden mussten, weil sie zu fünf nach sorgsamer Beratung einen jungen Menschen im Bett überfallen und in bestialischer Weise vor den Augen seiner alten Mutter ermordet haben. Der Oberosaf Hitler aber erklarierte diese Uebermenschen als seine Kameraden, mit denen er sich in unbegrenzter Treue verbunden fühle. Er telegrafierte seinen "Kameraden" ins Gefängnis: "Eure Freiheit ist von heute an eine Frage unserer Ehre". Falls demnach Herr Hitler wirklich einmal "die ganze Macht" bekommen sollte, so muss die Freilassung dieser Mordbestien eine seiner ersten Taten sein.

IV.

Immer wieder wird die Frage aufgeworfen, wie es möglich sei, dass einer solchen Partei, trotz der Abwanderung von Millionen binnen weniger Monate, immer noch mehr als 11 Millionen Wähler ihre Stimme geben konnten. Die Antwort ist nicht schwer: unser Volk ist teilweise krank und verzweifelt. Millionen ungeschulter Menschen, die keinen Ausweg sehen, fallen auf die Sprüche der radikalen Parteien von links und rechts hinein und greifen, wie der Ertrickende, nach dem Strohalm. Da die Edelrassigen um Hitler ihre Agitation am ungehemmtesten betreiben konnten, weil ihnen die Riesensummen des Grosskapital zur Verfügung standen, war der Zulauf bei ihnen am grössten. Dass gerade ihnen jetzt die Massen am schnellsten wieder davonlaufen, ist begreiflich, denn die Enttäuschung musste umso grösser sein, je grösser das Tun der Nazi im Widerspruch steht zu ihren Versprechungen. Nirgends ist die Flucht aus dem Hitlerlager grösser als dort, wo sie zur Macht gekommen waren und sich nach Herzenslust austoben konnten: in Braunschweig, in Mecklenburg, in Oldenburg, in Anhalt in Thüringen. Es scheint demnach auf den ersten Blick garnicht so uneben zu sein, wenn Politiker mit weniger Erfahrung die Ansicht äussern, dass man die Nazi überall "mal ran lassen sollte". Dennoch ist das falsch. Zwar wirtschaften sie selbst dann sehr schnell ab, aber sie könnten auch jede Gemeinde, jedes Land und schliesslich das Reich selbst kulturell, wirtschaftlich und politisch in Grund und Boden wirtschaften, noch bevor ihnen das Handwerk wieder gelegt werden kann. Darunter hätte dann das ganze Volk zu leiden, nicht nur die Anhänger des Oberosafs. Deshalb ist doch wohl die Taktik richtiger, die darauf abzielte, die Nazi nicht erst "mal ran" zu lassen. Diese Taktik macht es uns zur Pflicht, unermüdlich jeden Tag von neuem die Nazi in ihrer ganzen abscheulichen Unehrllichkeit zu kennzeichnen.

Erinnern wir uns an den römischen Senator, der immer wieder jede seiner Reden schloss mit den Worten: "im übrigen bin ich der Meinung, dass Karthago zerstört werden muss". Im Kampfe gegen die Naziseuche dürfen wir nie erlahmen. Dabei darf nicht vergessen werden, das Verhalten der Kommunisten in gebührender Weise zu kennzeichnen. Niemals hätte die nationalsozialistische Bewegung in Deutschland die grosse Bedeutung erlangen können ohne das abenteuerliche Treiben der Kommunisten.

Aus aller Welt

Goldrausch in aller Welt.

Neue Funde in Australien - Goldaktien steigen in Westafrika - Glanz am Viktoria-See.

SPD. Australien, das alte Goldland, ist einem neuen Rennen um Gold-Konzessionen und Ausbeutungsrechte verfallen. Die Zeiten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts scheinen wiedergekommen, als der fünfte Erdteil den grossen Goldfunden seine Erschliessung verdankte. Ueberall diskutiert man die letzten Berichte über die Suchergebnisse, und die Resultate lassen die Aktien der schnell gegründeten Ausbeutegesellschaften jeweils nach oben oder unten schnellen.

Mit Kamelen und Flugzeugen.

Kamel- und Flugzeugexpeditionen brechen ins Innere des Landes auf. Sie nehmen vor allen Dingen reichlich Wasser, Nahrungsmittel und Funkapparate mit. Sobald sie positive Meldungen in die Städte senden, stürzen sich die Spekulanten auf alle ihnen aussichtsreich erscheinenden Unternehmen. So stiegen die Aktien der Granit-Company in einer Woche um 30 englische Pfund, trotzdem die Granit-Berge bis heute nur eine entfernte Hügelkette im Innern von Australien sind, fern von aller Zivilisation. Aber gerade von dort sollen angeblich sehr goldhaltige Muster geschickt worden sein.

Die Prospektoren.

Die Sucht nach Gold hat die Menschen aller Berufs- und Gesellschaftskreise erfasst. Einzelne Arbeitslose und erfahrene Buschmänner ziehen als selbständige Goldsucher, sogenannte Prospektoren, hinaus. Alte, scheinbar schon erschöpfte Goldminen werden häufig wieder eröffnet. Vor kurzem zahlte man noch für die Aktien der alten berühmten Merkules-Minen in Bendigo nicht einmal einen Schilling - jetzt aber sind diese Aktien infolge neuer Funde kaum für das Fünzigfache dieses Betrages zu haben. Bevor nach den jeweiligen Funden der grosse Run in die Öffentlichkeit einsetzt, haben sich die Goldsucher stets erst Geldleute zur weiteren Ausbeutung des von ihnen entdeckten Goldgebietes gesichert.

Begreiflicherweise hat der neue Goldrausch auf die Volkswirtschaft Australiens auch in einem weiteren Sinne einen belebenden Einfluss ausgeübt. Man gibt wieder Kredit, die innere Kaufkraft wächst. Ob die Belebung von Dauer ist, lässt sich heute noch nicht sagen.

Am Weisswasserrand.

In Westafrika wurde seit zwei Jahren im Geheimen von den New Consolidated Gold Fields und ihren Geologen ein weites Stück am sogenannten Weisswasserrand erforscht und aufgedeckt. Südlich von Randfontein wurden etwa 40 Meilen eingehend physikalisch untersucht. Die Feststellungen ergaben, dass die Goldschichten sich auf der ganzen Länge dieses Gebietes fortsetzen, jedoch von einer bis zu mehreren tausend Fuss mächtigen Dolomitschicht verdeckt sind. Bei diesen Untersuchungen waren auch deutsche Ingenieure massgebend beteiligt. Die Gold Fields-Gruppe hat für das gesamte Gebiet der Main-Reefs bis zum Mooiriver sofort das Optionsrecht erworben. Sollte der Nachweis eines abbauwürdigen Goldgehaltes der Main-Reef-Horizonte auch für diese weite westliche Verlängerung erbracht werden, so wäre damit ein weiteres Stück Goldland erschlossen, das beinahe der Hälfte des bis jetzt im Abbau befindlichen Weisswasserrandes entspricht.

Kakamega.

Ebenso begehrt wie die Aktien der westafrikanischen Goldgesellschaften sind neuerdings auch ostafrikanische Goldpapiere. Die Ausbeutung der Goldfelder von Kakamega in der britischen Ostafrika-Kolonie Kenya - etwa zwischen dem Indischen Ozean und dem Viktoria-See gelegen - ist bereits in vollem Gange. Die neuen Goldfelder bergen Alluvial- und Riffgold. Die Suche und Ausbeute begann hier ebenso abenteuerlich wie in Australien und vor Jahrzehnten in Kalifornien: Farmer, die seit Jahren unter den Auswirkungen der Wirtschaftskrise leiden, Enttäuschte und Abenteurer aller Art erjagten sich einen "Claim" auf dem sie mit fast romantischer Sehnsucht und unendlich grosser Hoffnung die Erde durchschaufelten und wuschen. Dabei ging ziemlich viel feinkörniges Gold verloren. Die Ausbeute lohnte erst, nachdem die ersten Reefs (goldhaltige Gesteinsadern) gefunden waren.

Augenblicklich sind schon ungefähr 1500 Europäer in Kakamega - teils Goldsucher, teils Nahrungslieferanten, Spediteure usw. Die Claim-Eigentümer arbeiten in Achtstundenschichten. Eine Minengenossenschaft wahrt ihre Interessen. Heute wohnen die Goldsucher Ost-Afrikas noch in Hütten - der steigende Verdienst und das optimistische Gutachten des Goldsachverständigen Albert Kitson lässt sie jedoch hoffen, bald und endgültig den klammernden Armen der Krise entronnen zu sein. Wo jetzt noch zwischen Gummibäumen die Hütten der Eingeborenen stehen, sehen sie bereits die Bankpaläste einer Minenstadt in die Höhe greifen ein kapitalistischer Traum von afrikanischer Zukunft.

+ + +

Opfer seines Berufs. In der Nacht zum Montag fanden in Altona in einer hellerleuchteten Villa Polizeibeamte einen Wächter des Ueberwachungs- und Sicherheitsdienstes erschossen auf. Nach den Feststellungen der Polizei wurde der Beamte das Opfer eines Feuergefechts, das zwischen ihm und Einbrechern stattfand, die er auf frischer Tat überrascht hatte.

+ + +

Sondergericht fällt aus! Das Berliner Sondergericht beschloss am Montag sämtliche vor dem Sondergericht angesetzten Termine vorläufig auszusetzen, da man in aller kürzester Frist die Inkraftsetzung der Amnestie erwartet. Nur gegen einige des Totschlags beschuldigte Mitglieder des Ringvereins "Immertreu", die auf Grund der Terror-Notverordnung angeklagt sind, soll am Sonnabend verhandelt werden.

+ + +

Dreifacher Raubmord. Unbekannte Täter haben in Romeyken (Kreis Stallupönen) den Landwirt Kuche, seine Ehefrau und seine Tochter erschossen und dann sämtliche Behältnisse des Anwesens durchwühlt und beraubt. Die Verbrecher entkamen.

+ + +

Drama der Korrektheit. In Berlin-Schöneberg hat sich ein 31jähriger Reichsbankkassierer erschossen. Er hatte einem nicht mehr ermittelten Kassensboten versehentlich 1 000 Mark zuviel ausgezahlt und glaubte "die Schande" nicht überleben zu können....

+ + +

Die Premnitzer Katastrophe. Die durch die Potsdamer Staatsanwaltschaft durchgeführte Untersuchung über die Ursache der Katastrophe in den I.G. Farbenwerken Premnitz bei Rathenow führte zu dem Ergebnis, dass die Ursache des Unglücks in einer Sprengstoffexplosion, nicht aber, wie ursprünglich angenommen, in einer Explosion von Sauerstoffflaschen zu suchen ist.

+ + +

Das brennende Schiff. Im Golf von Morosquillo (südlich von Cantagena) brach auf dem columbischen Küstendampfer "Atrato" Feuer aus. Das Schiff sank nach kurzer Zeit. Die meisten Passagiere kamen ums Leben; vermutlich sind viele Haifischen zum Opfer gefallen.

Im Schacht überfahren. Im Untertagebetrieb der Bochumer Zeche "Bismarck" wurden zwei Bergleute von einem Steinzug, dessen Signale sie überhört hatten, überfahren. Einer der Verunglückten erlag nach kurzer Zeit seinen Verletzungen.

Lehrerstreik. Die Lehrer der chinesischen Hauptstadt Peking traten in den Streik, weil sie kein Gehalt bekommen hatten. Die Stadtverwaltung beschaffte sich die fehlenden Summen durch eine höhere Besteuerung der Spielklubs.

Die Stadt der Greise. Bei einer Volkszählung in Budapest wurde festgestellt, dass in der ungarischen Hauptstadt 100 Personen leben, die 100 und über 100 Jahre alt sind.

"Kaiser Nero". Auf einem Innsbrucker Polizeibüro erschien ein Mann, der behauptete, dass er Kaiser Nero sei und Innsbruck angezündet habe. Man brachte ihn in eine Irrenanstalt.

Der Tod im Gaswerk. Im Gaswerk Stralsund stürzte ein 50jähriger Aufseher in den 18 Meter tiefen Schacht zwischen zwei Kohlenöfen. Mehrfacher Schädelbruch führte sofort den Tod herbei.

Verhaftete Falschmünzer. In Köln wurden vier Personen festgenommen, die falsche Fünfmarscheine hergestellt und in Verkehr gebracht haben. Herstellungsgerät und einige "Fertigfabrikate" wurden in der Wohnung eines der Verhafteten beschlagnahmt.

Goethe in Frankreich. Die Universität Lille veranstaltete eine Goethe-Gedächtnisfeier. In ihrem Mittelpunkt stand eine Ansprache des Kölner Universitätsprofessors Spitzer.

"Süßwasser". Auf der Elbe in der Nähe von Hohenwarthe wurde ein Schleppkahn, der 4 000 Zentner Zucker geladen hatte, von einem Motordampfer gerammt. Der Lastkahn sank nach kurzer Zeit.

Die Funkpartei. Der Vernehmungsrichter im Berliner Polizeipräsidium erließ gegen die vor einigen Tagen festgenommenen kommunistischen "Schwarzsender" Marx, Kerun und Schmidt Haftbefehl wegen Vorbereitung zum Hochverrat Aufforderung zum Ungehorsam gegen die Gesetze und wegen des Vergehens gegen das Fernmeldegesetz.

Die Ehefrau erstochen! Das Schwurgericht I Berlin verurteilte am Montag nach ganztägiger Verhandlung den 25jährigen Maurer Alwin Schmidt, der am 6. November dieses Jahres seine Ehefrau in einem Wutanfall durch zahllose Messerstiche tötete, wegen fortgesetzten versuchten und wegen vollendeten Totschlags zu 7 Jahren Gefängnis.

Getäuschte Geflügelhalter.

Was ist mit der Verbilligungsaktion?

SPD. Die Futtermittelvebilligungsaktion der Regierung ist für die Geflügelhalter durchaus ungenügend. Die Geflügelhalter klagen darüber, dass das von der Regierung zur Verfügung gestellte Geflügelfutter schlecht und teurer als im Privathandel ist. Neuerdings scheint auch die von der Regierung zur Verfügung gestellte Menge nicht auszureichen. Die Regierungsstellen bestreiten auch garnicht, dass nur $\frac{1}{3}$ des vorgesehenen Kontingents, also etwa 45 000 Tonnen von 110 000 Tonnen, zugeteilt ist. Anscheinend versucht die Regierung, die Nachfrage auf das Angebot der Landwirtschaft abzudrängen. Nun teilt in der "Deutsche Getreidezeitung" eine norddeutsche Firma, die Futtermittel aus Ostpreussen und Schlesien aufkauften wollte, ihre Erfahrungen mit, die sie bei diesen Käufen mit der Grosslandwirtschaft gemacht hat. Es heisst in dem Bericht der erwähnten Firma:

"Auf Grund der früheren Hinweise der Reichsmaisstelle usw. haben wir verschiedentlich versucht, besonders aus Ostpreussen Futterweizen zu kaufen. Man hat uns schauderhafte Qualitäten zu unsinnig hohen Preisen angeboten und bestand auf seine Forderung, weil man wohl der Meinung ist, die Regierung habe dafür zu sorgen, dass die Getreidegrössbauern auf Kosten der übrigen Bevölkerung Deutschlands ihre hohen Preise für den qualitativ schlechten Weizen erhalten. Die Folge ist natürlich, dass die Leute auf ihren Vorräten sitzen bleiben mussten, während in unseren Gegenden und in Mitteldeutschland die besseren Qualitäten zu niedrigeren Preisen immerhin in grösseren Mengen verkauft wurden und die Landwirte zu Geld kamen."

Man kann sich über die Einstellung der Grosslandwirtschaft in Ostpreussen gar nicht wundern. Ob die norddeutsche Firma ihren Futterweizen kauft oder nicht kauft, kann der Landwirtschaft ja gleich bleiben. Fürs erste stützt die Regierung den Getreidemarkt. Kauft die norddeutsche Firma nicht den Futterweizen zu unsinnig hohen Preisen, dann kauft die Regierung diesen Weizen durch ihre Stützungsstellen ganz bestimmt.

Es sind allerliebste Blüten, die der Stützwahnsinn treibt.

SPD. Die ungeheuren Schwierigkeiten in der Lebensmittelversorgung in der Sowjetunion haben ein neues System der Versorgung hervorgerufen, das zunächst für 3 Millionen Arbeiter der grössten Betriebe an verschiedenen Plätzen eingeführt werden soll.

Während bisher die in den Betrieben besonders eingerichteten Konsumgenossenschaften, in denen Betriebsangehörige ihren Bedarf eindecken konnten, der zentralen Vereinigung der Konsumgenossenschaften der Sowjetunion unterstellt waren, unterstehen sie jetzt direkt der Leitung der Betriebsverwaltung, die dadurch für die Verteilung der Lebensmittel und Bedarfsgegenstände an die Betriebsangehörigen verantwortlich ist. Die Betriebe sind angehalten, sich eigene Viehfarmen, Molkereien, Gemüsegärten, Kaninchenzucht-

anlagen usw. anzulegen, deren Leitung in den Händen einer besonderen Verpflegungsabteilung des Betriebes liegt.

Man hofft, auf diese Weise eine Steigerung in der Versorgung von Lebensmitteln zu erzielen. Die Fabrikverwaltungen stellen zur Entfaltung dieser Anlagen bedeutende Mittel zur Verfügung und versorgen die Wirtschaften mit Maschinenanlagen und Transportmitteln.

Die Auswirkungen dieser Massnahmen bleiben abzuwarten. Jedenfalls aber wird damit zu rechnen sein, dass sich die jetzt schon vorhandenen Unterschiede in der Versorgung (günstige Einkaufsmöglichkeit in der Genossenschaft des einen Betriebes, ungünstige Einkaufsmöglichkeit in der des andern Betriebes) noch weiter vergrössern werden.

SPD. Ueber den Verlauf des sogenannten Silbernen Sonntags wird uns aus Berlin geschrieben: Der Andrang des Publikums war in den Spätnachmittagsstunden ausserordentlich stark. Im Berliner Nahverkehr wurden am Sonntag über 2,8 Millionen Personen befördert, also weit mehr als im Vorjahre. In den grossen Warenhäusern war das Gedränge derart stark, dass man wegen Ueberfüllung zeitweise schliessen musste. Viele, die wirklich kaufen wollten, dürften infolge des Gedränges garnicht zum Kaufen gekommen sein. Der neue Aderlass der Kaufkraft machte sich überall bemerkbar. Verschiedene grosse Firmen bestätigten, dass der Umsatz des Vorjahres nicht erreicht werden konnte, nach unserer Ansicht auch nicht mengenmässig. Die Papensche Lohnabbauverordnung hat ohne Zweifel zu einer neuen Zurückhaltung der Konsumenten geführt, die weit über das Mass des Lohnabbaus hinaus geht. Man ist in Weihnachtsgeschenken äusserst bescheiden und sparsam geworden und sucht nach äusserst billigen Artikeln. Wo diese zu haben waren, entwickelte sich auch einigermaßen Geschäft, so in Kleidungsstücken, Haushaltsartikeln, Sportgeräten usw.

Das Weihnachtsgeschäft offenbart auch eine Folge des Lohnabbaus, die äusserst bedenklich stimmen muss. In dem Bestreben, möglichst billige Ware zu liefern, wird der grösste Schund angeboten, der auch bei billigsten Preisen zu teuer bezahlt wird.

SPD. Die bekannteste Schiffswerft an der Wasserkante, die Blohm & Voss, wird auf ihre Stammanteile dieses Male keine Dividende ausschütten. Im vorigen Jahr wurden noch 4 % bezahlt. Der Betriebsüberschuss ergibt nach Abzug allgemeiner Unkosten rund 1,9 Millionen Mark gegenüber 3,9 Millionen Mark im Vorjahr. Die Gesamtanlagen sind soweit abgeschrieben, dass das verbleibende Kapital den Ausnutzungsmöglichkeiten voll angepasst ist. Das Unternehmen hat seit Januar 1932 die Fünftagewoche eingeführt. Die sozialen Lasten haben sich mit 600 000 Mark gegenüber 1,5 Millionen Mark im Vorjahre mehr als halbiert. Die gesteigerte Liquidität wurde u.a. dazu benutzt, um den Wertpapierbesitz des Unternehmens um fast 125 000 Mark auf 1,286 Millionen Mark zu erhöhen.

SPD. Der Gesamtvorstand des Reichsbundes deutscher Mieter weist in einer Eingabe an die Reichsregierung darauf hin, dass auf dem Gebiete der Wohnungswirtschaft unbedingt etwas geschehen muss, wenn die Verzweiflungsstimmung weiter Krise nicht zur Entladung kommen soll. Eine Entschliessung des Reichsverbandes enthält folgende Forderungen, die sich im wesentlichen

chen mit den Anträgen der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion decken:

"In erster Linie ist eine sofortige weitere Senkung der Mieten, insbesondere der Neubaumieten, zunächst auf die Höhe der Friedensmieten unbedingt notwendig. Ebenso dringlich ist die schnelle Schaffung eines wirksamen Vollstreckungsschutzes für diejenigen Mieter, die infolge ihrer wirtschaftlichen Notlage die Miete nicht mehr in vollem Masse aufbringen können.

Die Mieterschaft fordert ferner den alsbaldigen Erlass einer Notverordnung, durch welche das Reichsmietengesetz, das Mieterschutzgesetz und das Wohnungsmangelgesetz infolge der andauernd steigenden Wohnungsnot über den 1. April 1933 hinaus verlängert werden. Der Zustand, dass vielen Mietern von den Hausbesitzern unter Hinweis auf die kurz bevorstehende Beendigung des Mieterschutzes unerträgliche Vertragsbedingungen aufgezwungen werden, darf nicht länger andauern.

Auch die Schaffung eines sozialen Miet- und Wohnrechtes als Dauerrecht ist unaufschiebbar geworden, weil die Mieter freigegebener Räume eines erweiterten Mieterschutzes gleichfalls dringend bedürfen.

Schärfsten Protest erhebt der Gesamtvorstand des Reichsbundes Deutscher Mieter nochmals gegen die dem Hausbesitz gegenüber geübte Liebesgabenpolitik. Der notverordnete Abbau der Hauszinssteuer zu alleinigen Gunsten des Hausbesitzes, die Millionengeschenke an den Hausbesitz zur Ausführung von Reparaturen, sowie die Gewährung von Steuer Gutscheinen auf die Grundvermögenssteuer haben den organisierten radikalen Hausbesitz keineswegs befriedigt, sondern nur seine Begehrlichkeit gesteigert. Jetzt verlangt der Hausbesitz neue Millionengeschenke für Instandsetzungen und die Ausdehnung des Steuer Gutscheinenverfahrens auf die Hauszinssteuer. Demgegenüber fordert die organisierte Mieterschaft die Einstellung der Liebesgabenpolitik und eine reichsgesetzliche Vorschrift dahingehend, dass die den Hausbesitzern gegebenen Steuer Gutscheine den Mietern auf ihre Mietzahlung angerechnet werden.

Eine entschiedene Förderung des Kleinwohnungsbaus ist zur Minderung der Arbeitslosigkeit und zur Linderung der Wohnungsnot unerlässlich. Dem Verfall der Häuser und der Wohnräume muss dadurch begegnet werden, dass der Hausbesitz durch wirksame reichsgesetzliche Vorschriften gezwungen wird, den in der Miete enthaltenen Anteil für Instandsetzungsarbeiten mit jährlich rund 1 Milliarde Mark auch für diesen Zweck restlos zu verwenden. Das ist jährlich das Vierfache des durch den 50-Millionenfond erzielten Kapitalaufwandes für die Beschäftigung des Bauhandwerks.

Der Abbau der Hauszinssteuer zum alleinigen Nutzen des Hausbesitzes muss wieder beseitigt und der Entschuldungsgewinn des Hausbesitzes restlos für die Zwecke der Wohnungswirtschaft erfasst werden. Liebesgaben an die Besitzenden sind besonders unerträglich in einer Zeit, in welcher weite Kreise der besitzlosen Bevölkerung nicht einmal das Notwendigste zum Leben haben."

SPD. Die Berliner städtische Gaswerke A.G. (Gasag) hat den Preis für Gewerbe- und Industriegas bei einem Mindestverbrauch von monatlich 200 Kubikmetern auf 10 Pfennig gesenkt.

Es ist anzuerkennen, dass die Berliner Gasag für ihr Teil dazu beiträgt, gerade die kleinen, in ihrer Vielheit aber ausschlaggebenden Betriebe anzukurbeln. Während aber bei dem Grossverbrauch der Preis z.B. bei einer Abnahme von über 20 000 Kubikmetern auf 7,5 Pfennig pro Kubikmeter sinkt, bleibt der Preis für Haushaltsgas - 16 Pfennig ohne Nebengebühren - unverändert. Dadurch wird die Preisdifferenz zwischen Industrie- und Haushaltsgas noch weiter vergrößert.

Wenn sich die Gasag entschlossen hat, eine Verbilligung für Industrie-

gas vorzunehmen, so hat sie sich zweifellos von dem Zwang leiten lassen, die Abwanderung der Kleinbetriebe vom Gas zur Elektrizität usw. zu stoppen. Dabei wird unserer Auffassung nach die Wichtigkeit des Absatzes von Haushaltsgas übersehen. Aus den Geschäftsberichten der Energiewerke für das verflossene Jahr ist zu ersehen, dass die Energieabgabe an die Kleinverbraucher (Haushalte) von ausserordentlicher Wichtigkeit ist. Der Kleinverbrauch hat sich als wesentliche Stütze im Absatz erwiesen. Das ist erfreulich und dem sollte man Rechnung tragen, indem man die Kleinabgabe durch entsprechende Senkung des Preises noch weiter steigert. Das geschieht leider nicht, vielmehr hält man starr an den alten Preisen fest und zwar in einer Zeit, wo infolge des Papenschen Lohnabbaus bei den Kleinverbrauchern sich geradezu das fanatische Bestreben entwickelt hat, vor allem an Energie, also an Gas und Elektrizität zu sparen. Durch die starren Preise wird dieses Bestreben nur gefördert. Die Entwicklung muss dahin führen, dass der Haushaltsverbrauch zusammenbricht oder zumindest stark verringert wird.

SPD. Die Genfer Ereignisse gaben der Berliner Effektenbörse am Montag einen stärkeren Auftrieb und zwar zogen vor allem Montan- und Rüstungswerte an. Montanwerte dürften wohl durchschnittlich 2 % gewonnen haben. Berlin-Karlsruher taten es aber nicht unter 4 %. Im übrigen profitierten die Standardwerte. Siemens schlossen mit 125 nach 121 % am Sonnabend und Farben mit $98 \frac{3}{8}$ nach 94,5 %. Pfandbriefe gewannen $\frac{1}{2}$ bis 1 %, Reichsbahnvorzugsaktien schlossen mit $93 \frac{1}{8}$ nach $92 \frac{1}{8}$. Gesucht waren vor allem Industrieobligationen. Viag zogen von 77,5 auf 80 an. Das Angebot und die Märkte waren durchweg klein, z.T. konnten Publikumskäufe beobachtet werden, die sich aber in Grenzen hielten.

Das englische Pfund hat sich gefestigt und wurde in Berlin am Montag mit 13,76 gegen 13,70 Mark am Sonnabend notiert.

Bei Kupfer ist die vorausgesagte Kursabschwächung Tatsache geworden. Man zahlte am Montag für 100 Kilogramm nur $46 \frac{1}{2}$ Mark gegen 48,5 am Sonnabend. Die starke Einbusse geht auf das Scheitern der internationalen Kupferverhandlungen zurück.

SPD. Die Erhebung des Deutschen Landwirtschaftsrates über die am 15. November bei der Landwirtschaft lagernden Getreidebestände kommt besondere Bedeutung zu, weil zum ersten Mal auch die verkauften Getreidemengen angegeben werden. Diese Erweiterung der Vorratsstatistik soll die Antwort auf die Frage geben, welche Getreidemengen verkauft und welche im eigenen Betrieb für die Aussaat und für die Verfütterung verwendet werden.

Wenn man die vom Deutschen Landwirtschaftsrat in Prozentzahlen angegebenen Vorratsmengen in absolute Mengen umrechnet, so ergibt sich, dass die Roggenvorräte im letzten Monat um 728 000 Tonnen abgenommen haben gegen 1,15 Millionen Tonnen in der Zeit vom 15. September bis 15. Oktober. In beiden Monaten zusammen ist die Abnahme gegenüber dem Vorjahr um 111 000 Tonnen grösser, was ausschliesslich auf die Roggenstützungskäufe der Regierung zurückzuführen ist.

Dagegen haben die Weizenbestände der Landwirtschaft in diesem Jahre in geringerem Masse abgenommen als im Vorjahre. Im letzten Monat sind von der Landwirtschaft nur 368 000 Tonnen verkauft worden gegen 690 000 Tonnen im Vorjahr. Diese starke Verlangsamung der Vorratsabnahme ist auf den unge-

heuer niedrigen Weizenmehlkonsum der Verbraucher zurückzuführen. Der rigore= rose Lohnabbau hat dazu geführt, dass der Verbrauch an Weizengebäck um ca. 400 000 Tonnen niedriger liegt als im Vorjahre. Die Folge dieser Hunger= politik ist, dass sich in diesem Jahre am 15. November 936 000 Tonnen mehr Weizen in den Händen der Landwirtschaft befunden haben als zu der gleichen Zeit im Vorjahre, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, dass die diesjäh= rige Weizenernte die vorjährige um 770 000 Tonnen übersteigt.

Die Schlussfolgerung, die aus der Erhebung zu ziehen ist, kann nicht die vom Deutschen Landwirtschaftsrat geäußerte Ansicht sein, dass man ange= sichts der schlechten Absatzverhältnisse für Weizen eine weitgehende Verfüt= terung dieses Brotgetreides vornehmen muss. Vielmehr müssen die Weizen= preise und die Weizengebäckpreise kräftig herabgesetzt werden, damit der ver= ringerte Weizenmehlkonsum sich wieder ausweiten kann. Der Ausweg, den die Grossagrarien empfehlen, ist typisch für die Gesinnung dieser Leute: wenn die Verbraucher nicht mehr soviel Geld haben, um Weizen zu hohen Preisen zu konsumieren, dann wirft man Weizen lieber den Schweinen in den Trog, als die Preise herabzusetzen.

Höhere Dezembernotierungen.

(Berliner Getreidebörse vom 12. Dezember.)

SPD. Die Stützungsstellen haben in dem einsetzenden Frost den sehn= lichst erwarteten Bundesgenossen gefunden. Diejenigen Firmen, die für den Dezembertermin Verkäufer sind, befürchten, dass das winterliche Wetter den Getreidetransport per Schiff lahmlegt. Auf diese Befürchtungen hin zogen am Montag die Dezembernotierungen an. Die Notierungen für die späteren Ter= mine blieben bei Weizen unverändert und liessen bei Roggen nach. Am Prompt= markt blieben die Notierungen bei beiden Brotgetreidearten unverändert; al= lerdings mussten die Stützungsstellen hier eingreifen. Hafer und Gerste la= gen lustlos. In Mehl zeigte sich auch am Montag keine Belebung.

	10.12.	12.12.
	(ab märkische Station in Mark)	
Weizen	190 - 192	190 - 192
Roggen	153 - 155	153 - 155
Bräugerste	169 - 179	169 - 179
Futter- und Industrieroggenste	160 - 167	160 - 167
Hafer	119 - 124	119 - 124
Weizenmehl	24,00 - 26,70	24,00 - 26,70
Roggenmehl	19,60 - 21,80	19,60 - 21,80
Weizenkleie	9,30 - 9,60	9,10 - 9,40
Roggenkleie	8,70 - 9,00	8,70 - 9,00

Handelsrechtliche Lieferungsgeschäfte: Weizen Dezember 207 - 206 (Vor= tag 206), März 209½ - 208½ (209½), Mai 213 - 212 (213). Roggen Dezember 167½ - 166½ (166½), März 170 - 169 (170½), Mai 173 - 172 (174). Hafer März - bis 132 (-).

SPD. Die Düsseldorfer Verhandlungen über den Abschluss eines Kartells in der nordatlantischen Schifffahrt sind erfolgreich abgeschlossen worden. Im einzelnen handelt es sich um 4 Verträge, die die Frachtquoten und die Abfahr= ten von den deutschen Häfen und von Rotterdam und Antwerpen nach Nordamerika regeln. Ein derartiges Kartell hat schon in der Vorkriegszeit bestanden. Die neuen Verträge sind den Vorkriegsverträgen angepasst worden.



Komödienspiel.

Zur Arbeitszeitfrage in den Reichs- und Staatsbetrieben.

SPD. In Deutschland wurde, seitdem sich mit Hilfe der Hitlerei die Reaktion immer fester in den Sattel setzen konnte, in der wichtigsten aller Fragen, in der Arbeitslosenfrage, eine Politik der versäumten Gelegenheiten getrieben. In der Arbeitsbeschaffung ist durch die Husarenritte der Herrenreiter ein ganzes Jahr verloren gegangen. Und in der Arbeitszeitfrage? Da verplemperte mancher die Zeit mit Komödienspiel. Hätte man den Gewerkschaften gefolgt, als sie bei Beginn der Krise unter anderen Hilfsmassnahmen zur Besserung des Arbeitsmarktes auch eine allgemeine Arbeitszeitverkürzung vorschlugen - das Arbeitsloseneulend hätte niemals den grausigen Umfang angenommen, in dem es heute vor uns steht. Auf die Gewerkschaften wurde nicht gehört. Nicht die Arbeitszeit, sondern der Lohn wurde verkürzt, und wenn von oben her es manchmal beinahe so aussah, als ob man in der Arbeitszeitfrage etwas unternehmen wollte, dann war das jedesmal nur ein Scheingefecht.

Vor kurzem erst wurde uns in diesem Possenspiel um die Arbeitszeit noch einmal eine Szene vorgespielt. Da ging plötzlich eine Meldung durch die Presse, die von Arbeitszeitverkürzung in den Reichs- und Staatsbetrieben sprach. Die Belegschaften wurden alarmiert; sie bestürmten die Gewerkschaften mit Anfragen. Was war los? Der Reichsfinanzminister hatte an die nachgeordneten Dienststellen ein Schreiben gerichtet, wonach eine Erhebung über die Möglichkeit einer Arbeitsstreckung zum Zweck der Entlastung des Arbeitsmarktes durchgeführt werden soll. Diese Erhebung war im Anschluss an eine Ende Oktober im Reichsfinanzministerium stattgefundene Besprechung über Tariffragen der Reichsarbeiter, bei der auch die Frage der Kürzung der Wochenarbeitszeit unter 48 Stunden zur Erörterung stand, beschlossen worden. Zur Beruhigung der Belegschaften teilte der Reichsfinanzminister den Angestelltenorganisationen mit, er beabsichtige nicht, dem Reichskabinett eine Streckung der Arbeitszeit der Angestellten zum Zweck der Neueinstellung vorzuschlagen. Man war so klug wie zuvor - so klug, wie schon das Reichswehrministerium Ende Juli war, als es nach Abschluss der damals stattgefundenen Arbeitszeitverhandlungen betonte, dass eine Einkommenskürzung durch Herabsetzung der Arbeitszeit nicht mehr möglich erscheine, ohne dass die Zuverlässigkeit der Arbeitnehmer und ihr Arbeitswille darunter leide.

Heute ist die Einführung der 40-Stundenwoche erst recht nur noch möglich bei einem gleichzeitigen Lohnausgleich. Ebenso ist die Einführung der 40-Stundenwoche nur dann praktisch von Erfolg, wenn die Unternehmer einschliesslich der Verwaltungen der öffentlichen Betriebe gezwungen werden, entsprechend der Kürzung der Arbeitszeit neue Arbeitskräfte einzustellen. Gerade nach dieser Richtung haben aber die Gewerkschaften sowohl beim Reich als auch bei den Ländern recht trübe Erfahrungen gemacht. Es ist genau ein Jahr her, dass in Preussen eine Vereinbarung getroffen wurde, wonach überalterte Arbeitnehmer und Doppelverdiener aus den Betrieben zu verschwinden haben, um jungen Arbeitskräften Platz zu machen. Was geschah? Die Entlassungen wurden prompt vorgenommen. Eingestellt wurde aber höchstens ein Drittel an Stelle der zur Entlassung gekommenen Arbeitskräfte. Der Zweck der Vereinbarung wurde

also nicht erreicht. Die Gewerkschaften haben nicht die geringste Lust, noch einmal sich auf ähnliche Experimente einzulassen.

Zu Beginn der Krise wäre eine Arbeitszeitverkürzung ohne Lohnausgleich noch möglich gewesen. Die Stunde wurde damals aber nicht genützt, weil die Unternehmer damals wie in der Folgezeit die Regierung auf Irrwege abdrängten. Das Ziel der Unternehmer war und ist, um jeden Preis jede Arbeitszeitverkürzung, auch eine solche ohne Lohnausgleich, zu verhindern. Sie haben schon nach der Inflationsperiode eine absolut unnötige und unberechtigte Verlängerung der Arbeitszeit erzwungen, und heute wie damals vertreten sie den Standpunkt, Deutschland könne nur durch eine möglichst lange Arbeitszeit gerettet werden. Hartnäckig sträuben sie sich sogar, zuzugeben, dass die Rationalisierung für die Arbeitszeit Konsequenzen haben muss, und in der Debatte über die Frage einer internationalen Arbeitszeitverkürzung, die im kommenden Jahr in den Vordergrund der internationalen sozialpolitischen Arbeit rücken dürfte, verschmähen sie kein noch so törichtes Gerede zur Vernebelung der Sachlage und zur Einschüchterung der Regierungen. Diesseits und jenseits der Grenze arbeiten sie nach dem gleichen Schema. Der deutsche Unternehmer behauptet, die gesetzliche Festlegung der 40-Stundenwoche hindere eine Neubelebung der Wirtschaft in der Zukunft und bedeute vor allem für die Exportindustrie eine Gefährdung der Konkurrenzfähigkeit, und der Unternehmer des Auslandes behauptet das gleiche. So hat die Pariser Handelskammer zum Ausdruck gebracht, dass durch die Einführung der 40-Stundenwoche gerade die von der Krise am meisten betroffenen Länder profitieren würden, und dass damit der französischen Wirtschaft ein empfindlicher Schlag zugefügt werde.

Hier wird Komödie gespielt, eine Komödie, die den Zuschauern sehr teuer zu stehen kommt.

SPD. Der Kampf um die Erhaltung des Kündigungsschutzgesetzes für ältere Angestellte beschäftigt zur Zeit sehr stark die Angestelltengewerkschaften. Der Reichswirtschaftsrat wird seine Beratungen über eine etwaige Änderung dieses Gesetzes wahrscheinlich noch vor Weihnachten beenden.

Das "Gesetz über die Fristen für die Kündigung von Angestellten" vom 9. Juli 1926 ist seit geraumer Zeit Gegenstand planmäßiger Angriffe der Unternehmervereine. Ihre Presse stellt die Dinge so dar, als ob das Gesetz den Zusammenbruch von Betrieben bewirke und den Angestellten selbst statt Nutzen nur durch vorsorgliche Kündigung und Nichtwiedereinstellung von älteren Angestellten Schaden gebracht habe. Gegenüber dieser Kritik am Kündigungsschutzgesetz stellt der Vorstand des Bundes der technischen Angestellten und Beamten folgende Tatsachen fest:

Das Gesetz ist geschaffen worden, weil sich immer stärker zeigte, dass die Notlage der älteren Angestellten durch das allgemeine Streben der Arbeitgeber, bei Einstellungen jüngere, billigere und gefügigere Kräfte zu bevorzugen, dringend ein Eingreifen erheischte. Die Forderungen der Angestellten-gewerkschaften: Meldepflicht für offene Stellen, Beschäftigungsverpflichtung, Anspruch auf Abkehrgehalt, Beseitigung der Misstände im Anzeigenwesen und in der Lehrlingshaltung sind vom Gesetzgeber nicht erfüllt worden. Lediglich der Kündigungsschutz und auch dieser bei weitem nicht in dem erforderlichen Ausmasse, wurde durch das Gesetz vom 9.7.1926 geschaffen, und damit wurde wenigstens für einige Monate Schutz vor der Vernichtung der Existenz durch die Stellenlosigkeit gewährt. Alle in der Zwischenzeit, insbesondere in der Krise, gesammelten Erfahrungen zeigen, dass das Gesetz diese seine einzige bescheidene Aufgabe auch erfüllt und sich darin bewährt hat.

Der Vorstand des Bundes der technischen Angestellten und Beamten erwartet

von den gesetzgebenden Körperschaften, dass sie diese günstigen Wirkungen des Gesetzes und die Erfahrungen der vor ihm Geschützten würdigen und jedem Versuch einer Verschlechterung entgegentreten. Darüber hinaus muss der Schutz der Angestellten vor der Willkür und der hemmungslosen Abbau=
sucht des Unternehmertums durch wirksame Massnahmen gemäss den gewerkschaft=
lichen Forderungen ergänzt und durchgeführt werden.

Im Preussischen Landtag haben die Nationalsozialisten einen Antrag eingebracht, der von der Staatsregierung fordert, bei der Reichsregierung dafür einzutreten, dass durch Gesetz die Arbeitgeber zur Beschäftigung einer angemessenen Zahl älterer Angestellter verpflichtet werden.

Wozu dieser Umweg? Wenn die Nationalsozialisten für die älteren Angestellten etwas tun wollen, so ist im Reichstag dazu Gelegenheit. Sie brauchen dort nur für die Forderungen der Angestelltengewerkschaften einzutreten.

SPD.Hass macht blind und dumm. Da brachte die "Deutsche Bergwerkszeitung" vor kurzem einen Artikel, in dem mit besonderem Nachdruck darauf hin=
gewiesen wird, dass nur noch 1,5 Millionen Mitglieder der freien Gewerkschaft=
ten voll arbeiten. Die arbeitslosen und kurz arbeitenden Mitglieder zählt das Organ der Grubenbarone nicht mit, um eine möglichst kleine Mitglieder=
zahl herauszurechnen.

Eine ernsthafte Auseinandersetzung mit diesem unsinn-lobt sich nicht. Mit seiner Methode wird das Scharfmacherorgan demnächst nicht nachweisen, dass gewisse von der Arbeitslosigkeit besonders heimgesuchte Verbände über= haupt keine Mitglieder mehr haben.

Bei den Gewerkschaften ist es nicht üblich, dass das arbeitslose Mit= glied im Stich gelassen wird. Auch das arbeitslose Mitglied ist Mitglied, und mit Einschluss der erwerbslosen und kurz arbeitenden Mitglieder zählten die freien Gewerkschaften im Jahresdurchschnitt 1931, also bereits mitten in der Krise 4,4 Millionen Mitglieder. Das sind, wie die "Gewerkschaftszeitung" das Organ des ADGB betont, immer noch rund 300 000 mehr als im Jahresdurch= schnitt 1925, in welchem nur 6,7% der Gewerkschaftsmitglieder arbeitslos waren.

Wenn die Scharfmacher sich selbst täuschen wollen - na schön. Die Oeff=
fentlichkeit können sie mit ihrer Hetze gegen die Gewerkschaften heute schon
nicht mehr so leicht einfangen. Ein klein wenig hat sich das Blättchen schon
gewendet. Auch in den Kreisen, die sich früher nicht genug über die Lohn= und Sozialpolitik der Gewerkschaften aufregen konnten, ist es heute, wie "Der Deutsche", die Tageszeitung der Christlichen Gewerkschaften, zutreffend bemerkt, recht still geworden. So manchem, der jahrelang in der Hetze gegen die Gewerkschaften mitmachte, weil sie zum guten Ton gehörte, ist in der Zwischenzeit ein Licht aufgegangen. In der Zwischenzeit wurden ja auch eini= ge Erfahrungen gemacht, und Erfahrungen sind halt eine teure Wissenschaft; sie machen manchen klug und - arm.

SPD.Der Niederländische Transportarbeiterverband kann mehr als 40 000 Mitglieder mustern. Am 1. Januar 1918 wurde er durch Verschmelzung einiger kleiner Verbände mit 16 400 Mitgliedern geschaffen. Am 1. Januar 1931 hatte er bereits mehr als 30 000 Mitglieder, sodass der Zuwachs in noch nicht ganz zwei Jahren mehr als 10 000 Mitglieder beträgt. Seit seiner Errichtung hat der Verband mehr als 10 Millionen Gulden an Arbeitslosenunterstützung gezahlt.

Die sozialistische Frau

F R A U E N B E I L A G E D E S S P D

Nr. 96.

Berlin, den 12. Dezember 1932.

Mutter und Spielzeit.^x

SPD. Weshalb ist es unbedingt notwendig, dass ein Kind spielt, dass man ihm ein wenn auch noch so einfaches Spielzeug in die Hände gibt? Diese Frage ist von der modernen Pädagogik längst dahin beantwortet, dass das Spiel von grösster Bedeutung ist für die geistige und seelische Entwicklung des Kindes. Hier werden seine Kräfte geweckt; hier lernt es "spielend", was sonst langer Zeiträume und schwerer Arbeit bedarf; hier entfaltet es sich, hier wird es, was es seinem innersten Wesen nach ist: ein Kind, ein kleiner in der Entwicklung begriffener Mensch.

Das Kind braucht also täglich eine ganz bestimmte Stundenzahl, die es zum Spielen verwenden soll. Man hat berechnet, dass diese Spielzeit sehr hoch ist: Sie beträgt nämlich vom 1. bis zum 6. Lebensjahr etwa acht Stunden täglich. Ach Stunden also sollte das gesunde, normale Kind zur Verfügung haben, um sich dem Spiel überlassen zu können. Aber hier setzt bereits die Problematik ein, denn wie viele Kinder dürfen wirklich über die ihnen notwendige Spielzeit verfügen? Da sind vor allem die Kinder der Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen, derer zu gedenken gerade in den Wochen vor Weihnachten nahe liegt. Die meisten von ihnen sind vom frühen Morgen bis zum späten Abend in den Tageslauf des Heimarbeiterhaushalts eingespannt: Sie sind Mithelfer bei der gemeinsamen Arbeit, kleben, streichen, schneiden aus, schnitzen oder flechten. Leider gibt es immer noch ahnungslose Gemüter, die glauben, dass diese Arbeit für die Kinder doch ein Vergnügen sein müsste. Ja, in einer Konferenz vorgebildeter Pädagogen wurde so gar die Ansicht laut, dass diese Arbeitszeit doch ganz einfach der Spielzeit gleichzusetzen sei. Das Kind dürfe basteln und Spielzeug in den Händen halten - das gleiche doch völlig der spielerischen Tätigkeit anderer Kinder.

Selbstverständlich ist diese Ansicht völlig abwegig und gedankenlos, denn sie übersieht gerade das Wesentliche. Die Hauptsache beim Spiel ist doch die freie Betätigung des Kindes. Das Kind ist Herr über sein Spielzeug; es spricht mit ihm, formt es um, verwendet es zu allen möglichen Zwecken, weist ihm Rollen an nach seinem Wunsch und Willen. Das Kind des Heimarbeiters aber ist von vorn herein auf ganz bestimmte Verrichtungen festgelegt. Es mag einem Kinde sicherlich Freude machen, etwa einen Puppenkopf zu bemalen, ein Spielzeug zu schnitzen, Engelsflügel anzukleben und Ähnliches. Werden diese Verrichtungen jedoch unter Zwang ausgeführt, dann ändert sich selbstverständlich die Einstellung des Kindes vollkommen. Denn es ist ein grosser Unterschied, ob ein Kind freiwillig und aus innerer Freude heraus etwas bastelt, oder ob es gezwungen, und um den Lebensunterhalt der Familie mit zu verdienen, täglich viele Stunden lang immer die gleichen Bewegungen, die gleichen Arbeiten ausführen muss. Denn auch die Heimarbeit ist heute völlig rationalisiert. Die einzelnen Familienmitglieder haben ganz bestimmte Verrichtungen auszuüben, die sie oft mit einer ungeheuren Schnelligkeit und Sicherheit auszuführen imstande sind, und die Tätigkeit an dem so romantisch anmutenden Spielzeug, das wir in fertigem Zustand in den Schaufenstern bewundern, gleicht vollkommen der Tätigkeit am fliessenden Band in den Fabriken und Grossbetrieben. Schlimm genug, dass Erwachsene unter dem öden Gleichlauf der Arbeit, wie ihn der moderne Rationalisierungsprozess mit sich bringt, leiden müssen. Noch viel schlimmer aber ist das Hereinziehen der Kinder in diese Arbeit, die selbstverständlich niemals die Spielzeit anderer Kinder, deren soziale Lage besser

ist ersetzen kann, sondern im Gegenteil den Spieltrieb des Kindes, die freie, schöpferische Betätigungsmöglichkeit gewaltsam unterbindet.

Professor Hildegard Hetzer berichtet einmal von einer sehr interessanten Erhebung, die sie angestellt hatte. Sie untersuchte nämlich das Spielzeug von 100 sehr armen Kindern. Es zeigte sich, dass 85 Prozent der Kinder sich selbst einen Ersatz für Baukästen schufen, die ihnen ihre Eltern nicht kaufen konnten. Sie bauten nämlich mit Steinen, mit Holzstücken, mit zerbrochenen Töpfen. Etwa 77 Prozent der Kinder hatten sich selbst eine Puppe gebastelt, aus Flickern und Lappen, aus Holz und dergleichen. Sie trugen diese selbstangefertigte Puppe, obwohl sie manchmal ein scheussliches kleines Unge-
tüm war, stets mit sich herum und liebten sie zärtlich.

Diese Erhebung zeigt, dass das Kind oft sehr wohl fähig ist, von sich aus für Spielzeug, dessen es bedarf, zu sorgen, indem es mit Hilfe seiner Phantasie irgend etwas Primitives zusammenbastelt. Sie zeigt aber auch weiter, wie gross das Bedürfnis des Kindes nach Spielzeug ist, und wie nötig das Kind eine gewisse Spielzeit am Tage braucht. Gerade in den Proletarierhaushalten ist man immer noch geneigt, das Spiel des Kindes alles andre als ernst zu nehmen. Das Kind wird rücksichtslos aus seiner kleinen Spielecke, die es sich mit einfachsten Mitteln irgendwo in der Küche oder im Zimmer eingerichtet hat, herausgerissen und zu Besorgungen, zu kleinen Einkäufen und dergleichen verwendet. Gewiss ist andererseits die Notlage der Mutter zu berücksichtigen, die gar nicht anders kann, als ihre Kinder zur Mithilfe heranzuziehen, aber wenn sich die Mutter dessen bewusst ist, dass das Spiel für ein Kind eine tief innerlich bedingte Angelegenheit ist, dann lässt sich vielleicht manche kleine Hantierung im Haushalt oder manches Wegschicken anders einrichten. Die Mutter wird dann das Kind nicht einfach wegholen, wenn es eben begonnen hat, sich ein kleines Haus zu bauen oder ein Tier zu schnitzen, sondern wird sich ihm in einer Pause oder vor Beginn des Spiels zuwenden. Sie wird vielleicht auch ihre eigenen Einkäufe, bei denen sie das Kind mitzunehmen pflegt, so einrichten können, dass das Kind nicht gerade mitten im Spiel zu unterbrechen braucht. Oft sieht man in den Läden "ungezogene" Kinder an der Hand ihrer Mütter, die keinen Augenblick Ruhe halten können, die weinen und missmutig sind. Niemand aber denkt darüber nach, welches Mass von Selbstüberwindung dazu gehört, dass das Kind hier in einer ihm völlig gleichgültigen Umgebung passiv herumstehen muss, während es daheim etwas begonnen hatte, das es brennend gern zu Ende geführt hätte. Gerade das Kind des Proletariats ist oft durch Spielzeugmangel gegenüber andern Kindern benachteiligt. Umso mehr aber ist es nötig, dass die Mutter eine freundlichere, verständnisvollere Haltung zum Spiel einnimmt, als es im Durchschnitt der Fall ist. Jedes Heimarbeiterkind kann von der Sehnsucht erzählen, die es zu überwinden hat, wenn draussen fröhliche Spielgefährten herumtollen und es selbst in die enge Stube an eine zwangsläufige Tätigkeit gebannt ist. In allen andern Familien aber sollte dem Kind erst recht gewährt werden, was es für seine Entwicklung so nötig braucht: Spiel und Spielzeit.

Irmgards Kind. X

SPD. Das Kind der ledigen Irmgard Lang, einer zweiundzwanzigjährigen arbeitslosen Stenotypistin, kam in einem Entbindungsheim zur Welt. Die Geburt geschah Nachts und verlief ohne Schwierigkeiten. Das Neugeborene war ein Knabe und wog acht Pfund. Als man am nächsten Tage der Mutter das Kind zeigte, erschrak sie über den winzigen, spitzen und roten Kopf. In den vergangenen Monaten hatte sie mit Grauen an das Kind gedacht; verzweifelt, dass gegen ihren Willen etwas in ihr wuchs, unaufhaltsam sich entwickelte und dem

Leben entgegen trieb, um ihr eigenes Dasein zu verwirren und zu stören. Jetzt aber, da das Neugeborene an ihrer Seite lag, sanft atmete und mit seinem dünnen Stimmchen nach ihr schrie; jetzt, da sie es nährte und zusah, wie es sich an ihren Brüsten vollsog, wie es schlief; wie ihr zum erstenmal sein Blick begegnete, schon erkennend und begreifend: jetzt also, da es neben ihr lebte und den unbegreiflichen Gesetzen des Daseins folgte, jetzt verwunderte sie sich über die tiefe und zärtliche Liebe, die mit einem Schlage in ihr geweckt worden war. Und während sie in dem schmalen, weisslackierten Metallbette der Klinik lag, suchte sie nach einem Ausweg, nach einer Möglichkeit, das Kind zu behalten und es grosszuziehen. Aber wohin sollte sie gehen? Die Stellung hatte sie verloren, ihre Eltern waren vor zwei Jahren kurz hintereinander gestorben - und Herbert, der Vater des Kindes, lebte ohne Arbeit bei seinem Bruder in einer andern Stadt. Es war also aussichtslos. Und bei all diesem vergeblichen Nachdenken, das jeden Morgen von neuem begann und sich wie im Kreise bewegte, immer wieder dieselben Punkte berührend, merkte sie erst, wie allein sie stand. Dass nichts um sie war als fremde Menschen, wie diese Frauen und Mädchen, die der Zufall wie sie selber in die Betten des Heims gelegt hatte. Sie fröstelte bei dem Gedanken, dass es um einen Menschen so leer sein könnte; sie erinnerte sich aller, denen sie im Leben begegnet war, doch fand sie kaum einen, der ihr noch nahe stand.

Darüber veringen die Tage, ohne dass sich etwas über das Schicksal des Kindes entschied. Endlich nahm sich eine Fürsorgerin des Falles an, eine Frau in mittleren Jahren, die mit berufsmässiger Freundlichkeit dem Mädchen vorschlug, das Kind in Pflege zu geben. Was wollte sie selbst mit ihm anfangen; es wurde ja doch keine rechte Pflege haben und würde sie nur hindern, eine neue Stellung zu finden. Man liess ihr Zeit zum Ueberlegen, aber da sie nun einmal allein was und sich nicht die mindeste Aussicht zeigte, das Kind zu behalten, gab sie nach. Es fand sich auch eine Beamtenfamilie - der Mann hatte eine Stellung beim Magistrat -, die das Kind als eigen annehmen wollte. Doch wurde der Mutter zur Bedingung gemacht, dass sie ihr Kind nicht mehr sehen wollte, damit es sich ganz an die neuen Eltern gewöhne. Der Mutter selber bot man eine Stellung als Amme an, die das Mädchen nacheinigem Zögern, entmutigt durch die Hergabe des Kindes, auch annahm.

So kam sie nach ihrer Entlassung aus der Klinik in die Familie eines Ingenieurs. Dort nahm man sie freundlich auf, räumte ihr ein kleines Zimmer ein, und behandelte sie im übrigen mit einer stets gleich bleibenden, sachlichen Höflichkeit. Viermal am Tage stillte sie das Kind der fremden Frau, badete und wog es, sah, wie das Schwächliche langsam zu Kräften kam, und dachte dabei an das eigene, von dem sie nicht einmal wusste, wo es war. In der ersten Zeit war sie manchmal nahe daran, auf und davon zu gehen; so sehr quälte sie der Gedanke, dass sie ihr Kind im Stiche gelassen habe. Schliesslich lief sie eines Tages auf das Amt und bat um die Adresse der Pflegeeltern, damit sie ihr Kind wenigstens einmal besuchen könne. Doch dort wiederholte man ihr nur die Bestimmungen, zeigte ihr den Vertrag und erklärte, dass man beim besten Willen keine Ausnahme machen könne. Und trotzdem sie bat, flehte und weinte, erreichte sie nichts.

Nachts hörte sie vor dem Einschlafen lange das Rollen ferner Züge, die Schritte eines Wächters, die über das Trottoir dahin klapperten. Sie lauschte den ruhigen Atemzügen des fremden Kindes, das mit ihr im gleichen Zimmer schlief, und ein Hass überkam sie, ein blinder, böser Hass auf dieses Kind, dem sie die Kraft zum Leben geben musste; die Kraft, die dem eigenen vorenthalten blieb. Dann wieder tröstete sie sich mit dem Gedanken, dass ihr Kind bei den fremden Leuten sorglos und behütet heranwachsen und ein besseres Leben haben würde, als wenn sie es behalten hätte. Dann aber befahl sie wieder eine unerklärliche Angst: Vielleicht ist es krank. Man hört, dass vielen Kindern die Flaschenmilch nicht bekommt. Sie wurde unruhig, ging durch die

Zimmer der fremden Wohnung und betrachtete voller Neid die Frau des Ingenieurs die ihrem Kinde stets nahe sein konnte, und die niemand zwang, es um den Preis der eigenen Existenz zu verkaufen. -

Eines Tages kam vom Amt ein Brief an die Frau des Ingenieurs, in dem man sie bat, dem Mädchen mitzuteilen, dass ihr Kind an einem heftigen Brechdurchfall gestorben sei. Der Frau war das Ganze sehr peinlich, und sie suchte eben nach Worten, um sich dieser unangenehmen Aufgabe zu entledigen, als ihr der Einfall kam, erst einmal den Arzt anzurufen. Dieser hatte jedoch Bedenken, denn die Aufregung, in die das Mädchen durch den Todesfall versetzt werde, könne leicht organische Störungen hervorrufen. So kam man überein, dem Mädchen den Tod seines Kindes zu verschweigen, um die Gesundheit des andern, das sie stillte, nicht in Gefahr zu bringen. -

Am Tage darauf hatte das Mädchen einen freien Tag. Sie fuhr am Nachmittag in die Stadt und ging in ein Warenhaus. Dort kaufte sie, sorgfältig wählend, einen grossen Ball, bunte Gummitiere und eine Klapper. Es war wenige Tage vor Weihnachten. Grosse Tannenbäume, über und über besteckt mit elektrischen Lichtern, erhellten die Spielwarenabteilung. Von allen Tischen glitzerte und glänzte Spielzeug. Leise lächelnd verliess das Mädchen das Warenhaus mit einem kleinen Päckchen unter dem Arme. Der Gedanke, dass ihr Kind mit diesen Sachen einmal spielen würde, ahnungslos und unbekümmert, machte sie ein wenig glücklich und entschädigte sie für das Leid der vergangenen Monate.

Zur gleichen Stunde legte man, übrigens nur wenige Häuser von dem Warenhaus entfernt, in der Wohnung der Beamtenfamilie das tote Kind in einen kleinen, weisslackierten Sarg mit mattblinkenden neusilbernen Beschlägen....

Kaliban.

----- Weihnachtsfeier in der Sammelklasse.^x -----

SPD. Zum eisernen Bestande der Aufsatzthemen gehörte früher zur Weihnachtszeit unweigerlich: "Mein Wunschzettel für Weihnachten". Das war einmal. In diesem Jahre würde wohl kein Lehrer mehr den Mut dazu aufbringen, seiner Klasse so eine Aufgabe zu stellen. Denn wenn Vater nicht gerade Geschick zum Basteln hat und Mutter genug Flicker für neue Puppenkleider, dann wird der Gabentisch meistens leer genut aussehen. Wie vielen Kindern muss jetzt eine Massenfeier, von Schule oder Vereinen veranstaltet, das ersetzen, was ihnen das Elternhaus eben nicht mehr geben kann!

"Kommen Sie doch morgen als Weihnachtsgast zu unsrer Sammelklasse!"

"Sammelklasse?"

"Nun ja, Sammelklasse, weil da diejenigen Kinder des Bezirks gesammelt werden, die auch noch für Hilfsschulen ungeeignet sind."

Sehr widerwillig nahm ich diese Einladung an, eigentlich mit der festen Absicht, mich dort so bald wie möglich zu drücken. Doch als ich am nächsten Tage die Tür zum Spielzimmer öffnete, in dem wir die Feier vorbereiten wollten, da waren alle unangenehmen Vorstellungen im Augenblick verschluckt. Helles, Heiterkeit, Befügen bis in die kleinsten Einzelheiten! Wieviel Güte und liebevolles Verständnis mussten hier für die schwierigsten aller Schüler gewirkt haben! "Alles haben wir uns selbst gemacht!" wurde mir mit berechtigtem Stolz erläutert. Die Wände in lustig abgestimmten Farben gestrichen, passend dazu Tische und Stühlohen, Schranknischen für das Spielzeug gezimmert, Gardinen aus hübschem Stoff genäht. Monatlang haben die Hortnerin, der Lehrer und einige Helfer daran gearbeitet. Nun ist es aber wirklich "einfach puppig" geworden. "Was findet jeder", bestätigt man mir erfreut. "Und vor allen Dingen, unsre Kinder sind unglücklich, wenn sie mal einen Tag nicht herkommen können. Es schmeckt ihnen ja auch so gut. Die elendesten Murkels haben sich

hier schon herausgefuttert. Das ist nämlich doch das Schönste, was wir uns erkämpfen konnten: Die Stadt schickt regelmässig jeden Mittag die Gulaschkanone. Wer von den Kindern zu Hause keine richtige Aufsicht hat oder den andern, normalen Geschwistern im Wege ist, der kann den ganzen Tag über bei uns bleiben."

Kaum war unsre Arbeit getan, waren die Pfefferkuchenpäckchen adressiert, die Püppchen und Hampelmänner abgezählt, da kamen die Erwarteten auch schon, aufgeregt, erwartungsvoll, diesmal als Führer ihrer Mütter und Väter. Der Halbidiot mit den mongolischen Schlitzaugen, die niedliche Helga, auffällig nur durch ihre sonderbar fahrigen Bewegungen, Kurt, der Begabteste der Klasse, mit der fürchterlichen Hasenscharte..... Bald war der Raum gefüllt bis zum letzten Platze. Auf ihren gewohnten Stühlchen sassen die Kinder in erregtem Gespräch, zu beiden Seiten die Erwachsenen. Und nun wurden auf ein Zeichen des Direktors die Kerzen am Baume eingeschaltet, leuchteten strahlend auf. Das Grammophon spielte ein Weihnachtslied. Wie da plötzlich die kleinen, stumpfen Gesichter vor uns sich belebten! Wie sie mit weit aufgerissenen Augen, eine Hand auf den Mund gepresst, ins Licht starrten, den Atem anhielten vor Entzücken! Und die Glückseligkeit erst, als Knecht Rupprecht jedem, der das kurze Gedichtchen hersagte, sein Päckchen gab! Es war ein so hemmungsloser Freudeausbruch, so überwältigend, dass wir uns zu tiefst beschämt fühlten vor diesen armen Geschöpfen. Viele Mütter schluchzten vor Ergriffenheit. Aber dann zwangen uns alle die Kinder mit hinein in den Jubel ihres Festes.

"Was wird nun aus Ihren Schülern, wenn sie die Schule verlassen haben?" fragte ich später den Lehrer. Traurig zuckte er die Schultern. "Das wird wohl weiter dieselbe hoffnungslose Aussicht bleiben. Geduldet, vielleicht sogar bevorzugt, solange die Eltern noch leben. Aber sobald sie auf sich selbst angewiesen sind, hilflos, elend herumgestossen. Jedenfalls, die sogenannte Schulzeit hier bei uns ist sicher die schönste Zeit ihres Lebens."

E.B.

Briefe an den Weihnachtsmann.^x

SPD. Mehr als 6000 Briefe an Santa Claus - den Weihnachtsmann der englisch sprechenden Kinder - langten im Dezember des Vorjahres beim New Yorker Hauptpostamt an. Sei es nun, dass die New Yorker Kinder grösseres Vertrauen als hierzulande auf den Weihnachtsmann setzen oder der Post mehr als bei uns zumuten, jedenfalls sind diese Briefe an den Weihnachtsmann, deren Flut diesmal, im Jahre der grössten Arbeitslosigkeit und Massenverelendung, die die Vereinigten Staaten je erlebt haben, wohl noch um ein beträchtliches ansteigen wird, eine alljährlich wiederkehrende Erscheinung, mit der die amerikanische Post rechnet, und die sie in ihren Dienstvorschriften wohl vorgesehen hat.

Abschnitt 581, Paragraph 3, des umfangreichen Buches "Postalische Gesetze und Vorschriften der Vereinigten Staaten" betitelt sich "Weihnachtsmann-Briefe" und schreibt jedem Postmeister der Vereinigten Staaten vor, "sioz zwecks Uebernahme dieser Briefe "zu ausschliesslich philanthropischen Zwecken" mit "bekannten wohltätigen Vereinigungen oder angesehenen Persönlichkeiten" ins Einvernehmen zu setzen. Und da sich um die Weihnachtszeit auch der härtestherzigste Businessman bereit findet, in die Brieftasche zu greifen, um sich durch eine Spende ein gutes Gewissen für die Feiertage zu erkaufen, so haben fast alle diese Kinderbriefe, mögen sie nun wahrhafter kindlicher Naivität oder früherwachtem Spekulationssinn entsprungen sein, mehr oder minder Erfolg.

Zum Missvergnügen für den Postmeister dieses Ortes gibt es in den Vereinigten Staaten, im Staate Indiana, eine Siedlung mit wenig mehr als 100 Ein-

wohnern, die Santa Claus heisst. Mehr als 100 000 Briefe laufen alljährlich zu Weihnachten im Postamt von Santa Claus ein, mehr als 100 000 Briefe, auf die der Postmeister von Santa Claus seinen Stempel drücken muss - denn in Santa Claus gibt es noch keine Stempelmaschine. Zehntausende amerikanische Eltern bitten ihn, "doch ein paar Zeilen an Johnny oder Mary zu schreiben", und fügen einen frankierten Umschlag mit Briefbogen bei. Zehntausende Amerikaner senden ihre Weihnachtsansichtskarten nach diesem kleinen Ort in Indiana, damit sie mit dem Ortsstempel "Santa Claus" in alle Teile der Welt befördert werden. Und dabei ist an der Arbeitsüberhäufung des Postmeisters von Santa Claus lediglich der Umstand schuld, dass vor 76 Jahren ein paar Siedler zu wenig Phantasie besaßen. Die ersten Einwohner von Santa Claus richteten im Jahre 1855 ein Gesuch an die Regierung, sie möge doch in ihrem Orte ein Postamt einrichten, und schlugen als Namen der neugegründeten Gemeinde "Santa Fé" vor. Sie wurden verständigt, dass es bereits eine Stadt dieses Namens gebe, und ersucht, umgehend einen neuen Ortsnamen vorzuschlagen. Da bei Erhalt dieses Bescheids nur noch zwei Tage bis Weihnachten fehlten, so nannten sie ihre Siedlung eben nicht Santa Fé, sondern Santa Claus! Worunter der Postmeister noch heute zu leiden hat.

L.K.

Der Roller.^x

SPD. Ida Boss ging nach Hause. Hass trug sie im Herzen, und sie wusste nicht einmal, gegen wen. Darüber dachte sie auch nicht nach. Mindestens zehn Türen hatten sich vor ihrer Bitte um Arbeit verschlossen. So wie heute war es ihr seit Wochen ergangen. Nichts, nichts, und die Tage wurden immer trüber.

Ida Boss war nicht die Frau, die leicht den Kopf verlor. Allen Fehlschlägen hatte sie getrotzt. Aber dieses langsame Hindarben, das wie eine schleichende Krankheit sie umlauerte, unterhöhlte mehr und mehr ihre Kraft. Doch auch damit wäre sie noch fertig geworden, wenn sie nicht ihren Jungen gehabt hätte. Den liebte sie mit aller Hingebung.

Es war kurz vor Weihnachten, und die Herzen der Mütter waren nicht gross genug, um alle Kinderwünsche aufzunehmen. Ida fürchtete die Wunschträume ihres Knaben. Er wollte nicht viel haben, aber sie hatte gar nichts. Ihr Herz war wie eine wunde Stelle in der Brust. Sie hasste alles, was ausserhalb ihrer kleinen Wohnung war. Nicht immer. Aber jetzt war sie häufig sehr zornig.

Als sie heimkam, knallte sie die Tür hinter sich ins Schloss. Dadurch fiel ein riesiger Turm von Zündholzschachteln um, den ihr Junge in mühseliger Arbeit aufgebaut hatte. Einen Augenblick sah er in den Trümmerhaufen. Dann weinte er los; leise, aber tief heraus. O, hätte er doch geschrien! Dann hätte Ida ihm einen Klaps gegeben und gescholten. Aber dieses Weinen konnte sie nicht ertragen. "Komm' Jung, wir wollen den Turm wieder aufbauen", sagte sie und schob den Haufen zur Seite.

Der Knabe beruhigte sich. Aber Ida war sehr unachtsam. Ihre Hände waren nicht fein und sicher genug. Sie warf alles wieder um. Da lachte der Junge.

Zuletzt sagte er: "Ich mag nicht mehr".

"Spiel' noch eine Weile; ich will dir Brotsuppe kochen".

Aber er packte die Schachteln in einen Karton. "Du, Mutti", rief er plötzlich und stieg auf den Stuhl, "ich habe heute gerollert, mit Hans seinem. Das war schön!"

Ida fühlte einen Stich in der Brust und rakte sinnlos die Herdringe vom Feuerloch und wieder hinauf.

"Ich kann schon tüchtig. Das ist ganz leicht!"

"So?" fragte Ida geistesabwesend. O, wenn's doch bloss keine Roller gäbe,

dächte sie hilflos. Sie überlegte: Wenn sie zwei Tage nichts essen würde? Nein, es würde auch dann nicht reichen. Und wenn sie das Geld wirklich hätte, dann wären ja wohl ein Paar Stiefel notwendiger.

"Was meinst du, Mutti? Ob mir der Weihnachtsmann einen Roller bringen wird?"

"Still doch, Junge!" rief Ida.

"Ich möchte doch so gern einen haben!"

"Kannst du nicht hören? Still sollst du sein!"

Der Knabe betrachtete mit grossen Augen seine Mutter.

Da kam Fritz, der Schlafbursche, nach Hause. Der sah Ida patzig an. "Na, was ist denn nun schon wieder los!" knurrte er und warf seine Mütze auf den Tisch. "Wenn Sie mich hier nicht mehr haben wollen, dann können Sie's ja man sagen!"

"Quatsch nicht so, Fritz! Mal wirst du ja Arbeit bekommen, und dann kannst du mir 'ne Kleinigkeit zukommen lassen!"

"Hier! Mehr hab' ich nicht!" Fritz legte drei Groschen auf den Tisch und trat in seine Kammer.

+ + +

Ida Boss ging hungrig durch die Strassen. Menschenfluten wogten auf und ab. Letzte Einkäufe wurden gemacht. In den Schaufenstern waren feinste Leckerbissen: fette Gänse, Würste, Kuchen. Gewiss, dachte Ida, werden die Zeiten auch für dich noch mal gut; dann will ich bestimmt eine fette Gans kaufen. Oder sollte ich lieber einen gespickten Hasen nehmen? Vielleicht wäre ein schönes Suppenhuhn auch nicht schlecht, Dann will ich meinem Jungen mal zeigen wie ich kochen kann. Der soll sich wundern! Sie rechnete aus: Die Gans da, acht, neun Pfund, also acht bis neun Mark. So schlimm war das eigentlich gar nicht.

Dann stand Ida vor einem Spielwarenladen. Bunt und reich war das Fenster. An ihren Jungen musste sie wieder denken, und dann kam auch wieder der Hass gegen irgendwen. Nur ein paar braune Kuchen konnte sie ihrem Jungen schenken.

Sie wollte schon weitergehen, da bekam sie einen Ruck. Dort im Eingang hingen Roller, grosse und kleine. Der billigste kostete drei Mark fünfzig. Ihr Herz schlug hoch. Was hing der Roller da! Die Menschen drängten sich; hinein, heraus. O, es wäre leicht, einen Roller so mitzunehmen! Da wandte Ida sich schnell ab, um fortzugehen. Aber nach wenigen Schritten kehrten sie zurück. Sie musste die Dinger wenigstens noch mal sehen. Ach, der Roller würde den Kaufmann gewiss nicht arm machen; der hatte heute Abend gewiss so eine fette Gans auf dem Tische. Und sie wollte den Roller selbst ja gar nicht haben; der war ja für ihren Jungen. Wieder bekam sie das furchtbare Herzklopfen.

Sie ging in den Laden, übersah die Auslagen, ohne etwas recht wahrzunehmen, und liess sich wieder hinaustreiben. Dabei streifte sie mit ihrem Arme den Roller. Sie fuhr zurück, als hätte jemand sie gestossen.

"Na, na, na!" knurrte ein feiner Herr.

Da hasste Ida diesen Herrn, als hätte sie ihn zeitlebens gehasst. Ja, jetzt wollte sie es tun.

Sie ging abermals hinein und liess sich wieder mit hinausdrängen von Menschen und Paketen, die von diesen geschleppt wurden. So war es gut. Ida brauchte nur mit dem Arme zwischen Roller und Wand hindurchzufahren und den Arm in der gebogenen Haltung zu lassen, Dann trug Ida den Roller, und kein Mensch hatte etwas gemerkt.

Als der Abend kam, steckte Ida ein paar Tannenzweige in die Vase und befestigte daran einige Lichtstummel; die hatte sie noch vom vorigen Jahre. Den Roller stellte sie in eine Ecke. Geben konnte sie ihn dem Jungen nicht. Sie mochte überhaupt das Ding nicht mehr sehen. Aber der Junge sollte doch seine Freude haben.

Dann holte sie den Knaben aus Fritzens Kammer und führte ihn vor die

Lichter. Still stand er da und sah sich im Raume um. Der Ausdruck einer grossen Enttäuschung kam in sein Gesicht. Da deutete Ida nach dem Roller.

"O, o!" rief der Knabe. Er strich mal mit zitternder Hand über den Griff und sprang seiner Mutter an die Brust. Ida musste weinen.

Da kam Fritz, der Schlafbutse. Der trug ein langes Paket unter dem Arm. "Da!" sagte er und reichte es dem Jungen. Der zerriss das Papier. Ein Roller war darin, schön bemalt und sogar zum Auseinandernehmen. Den hatte Fritz heimlich bei einem Bekannten zurechtgezimmert.

"He, Platz da!" rief der Junge und probierte gleich in der Stube. Auch Fritz musste rollern.

Ida hatte sich auf einen Stuhl gesetzt. Sie weinte, aber in dem Weinen war ein Lachen verborgen.

Morgens, gleich nach dem Feste, brachte Ida den Roller zurück.

Als der Junge merkte, dass er weg war, nahm Ida ihn auf den Arm. "Zwei Roller, sagst du? - Das hast du doch wohl nur geträumt!"

Paul Behlau.

Vor Weihnachten.^x

SPD.

Ich hab ein junges Weib in hoher Schwangerschaft
Im Schneegestöber auf dem Brückensteig gesehn.
Sie fror und hatte Lumpen um den Bauch gerafft
Und blieb vor Schwäche am Laternenmaste stehn.

Sie hatte müde Augen, wie ein wundes Tier,
Die jammernd um Erbarmen baten: Liebe - - Brot.
Es kamen viele Reiche dort vorbei an ihr;
Kein einziger trat heran und half ihr aus der Not.

Doch vor dem steinernen Madonnenbild erreicht
Noch jede Hand die Stirn zum Kreuz. Dem armen Weib
Gab keiner seine Hand - und hüpfte doch vielleicht
Ein grössrer Heiland unsrer Welt in ihrem Leib!

Johannes Landgänger.

SPD. Das älteste Zuchthaus.^x Das erste Zuchthaus wurde im Jahre 1595 in Amsterdam gegründet. Die Haft sollte dort nicht, wie heute bei uns, eine Verschärfung erfahren, sondern im Gegenteil eine Milderung. Es sollte, wie der Name schon sagt, ein Erziehungshaus sein, und man schuf es wegen des Gerichts-falls eines Jugendlichen von 16 Jahren, der einen kleinen Diebstahl begangen hatte. Auf Diebstahl stand damals in Holland, wie übrigens noch im 19. Jahrhundert in England, die Todesstrafe. Den Richtern erschien es aber doch zu grausam, diesen jungen Menschen hängen zu lassen, und so schuf man ein Gefängnis, in dem Erziehungsarbeit geleistet werden sollte. Die Einrichtungen dieses ersten Zuchthauses entsprachen schon ganz den Gedanken, deren Verwirklichung wir heute in bezug auf den Strafvollzug anstreben: Erziehung durch Arbeit und andre Einflüsse, um aus dem Sträfling ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu machen. Dies erste Amsterdamer Zuchthaus befand sich in einem früheren Nonnenkloster. Damit verbunden war in einem besonderen Hause eine Art von Fürsorgeerziehungsanstalt für schwererziehbare Kinder aus guter Familie die von den Eltern dort untergebracht wurden. Das sind also alles moderne Gedanken, die leider in den zunächst folgenden Jahrhunderten ganz in Vergessenheit gerieten.

Berlin, den 12. Dezember 1932

Kleine Hundegeschichte.^x

SPD. Als der Farben-, Lack- und Leimfabrikant Klebe durch den Konkurs seiner Firma unsanft aus dem Wohlleben gerissen und zum ersten Male vor die harte Wirklichkeit der Armut gestellt wurde, glaubte er sich dadurch retten zu müssen, dass er schleunigst alle seine Besitztümer zu Geld machte. Schliesslich besass er nichts weiter mehr als einen kleinen, stichelhaarigen Hund, den er sich gekauft hatte, als es unter den Wohlhabenden Mode wurde, fremdländische Hunde zu halten. Dieser Hund hörte auf den Namen "Flip", womit man sonst unter den noch besseren Leuten ein Bargetränk zu bezeichnen pflegte, und war ein "Rat-Terrier", auf Deutsch ein "Rattenfänger"; doch das wusste Klebe nicht. Wenn die besseren Leute damals gewusst hätten, dass dieser Hund in London gezüchtet worden war, um die rasend überhandnehmenden Ratten zu vertilgen, dann wären sie wahrscheinlich nicht so begeistert von ihm gewesen.

Kurz und gut, dieser Hund war Klebes letzter Besitz, und in einer Anwendung von Verzweiflung beschloss der verkrachte Kapitalist, das Tier einfach ins Wasser zu werfen. Nichts schien in der Tat einfacher zu sein, um die Kreatur loszuwerden. Keine Sentimentalität hielt Klebe vor dem Auserzesten zurück; der Hund musste weg; deshalb ging er mit ihm ans Ufer eines stillen, tiefen Kanals und warf ihn kopfüber ins Wasser.

Das erste Mal rettete sich das Tier, weil es nicht weit genug ins Tiefe geschleudert worden war, und Klebe rief es in jäher Rührung immer wieder zärtlichst "Flip!" und "Mein Flipchen!", bis es schwanzwedelnd zum Herrn kroch, - schon flog es zum zweiten Male in den Kanal, diesmal dorthin, wo es sich nicht mehr zu retten vermochte. Befriedigt von dieser Tatsache, zugleich geängstigt, ein Zufall könnte im letzten Augenblick noch die Tat zuschanden machen, entfloh der Fabrikant der Stelle und verschwand.

Ein Erwerbsloser, ehemals Steinsetzer, kam in diesem Augenblick, angezogen von den Lockungen "Flip!" und "Flipchen!", ans Kanalufer, sah den Hund im Wasser, jedoch den Herrn nicht mehr, - schnell entschlossen sprang er in ein angelegtes Boot, ruderte hin und rettete den Hund. Kronner hiess der brave Mann. Von "Flip" wusste er natürlich nichts; deshalb nannte er den neuen Kameraden "Schlips". Das arme Hündchen hatte nichts dagegen, beschnupperte das etwas dreckige Hosenbein des Mannes, fand den Geruch vertrauensweckend und folgte seinem Lebensretter mitunteren Sprüngen in das Klend der Erwerbslosigkeit.

"Schlips" erwies sich als eine Erwerbsquelle. Das hatte Kronner nicht für möglich gehalten. Es fing damit an, dass auf einem Stadtbahnhof eine fürchtbar feine Dame beinahe in Ohnmacht fiel, weil eine kleine, liebe Maus, eine harmlose Feldmaus, über den Bahnsteig lief, die "Schlips" hastdunichtgesehen beim Wickel packte und stolz zu Füssen der Dame legte. Dieser Anblick einer toten Maus gab der Dame den Rest. Sie flüchtete, - doch Kronner folgte ihr, hielt seinen Hut hin und fragte, ob der Hund keine Belohnung erhalte. O Gott, nur kein Skandal, dachte die Dame und warf einen Taler (kleineres Geld hatte sie nicht bei sich) in den ziemlich dreckigen Hut.

Die Sache mit den Feldmäusen klappte noch ein paarmal. Ausserdem klappte es mit der Mäusevertilgung in den Laubenkolonien. Herr und Hund sehen ganz gute Tage.

Noch ein paar Wochen traf der Farben-, Lack- und Leimfabrikant Klebe das Hündchen "Flip" in Begleitung Kronners, der aus irgendeinem Grunde "Schlips!" rief und den Fabrikanten natürlich nicht kannte. Klebe blieb stehen, beugte sich herab und rief zärtlichst: "Flip! Mein Flipchen-". Dann erklärte er Kronner, der Hund habe früher ihm gehört, verschwieg aber, was er mit ihm angestellt hatte, und äusserte den Wunsch, das Hündchen wieder zu besitzen. Ja, es ging ihm ausgezeichnet; eine Riesenkonjunktur hatte ihn wieder hinaufgeworfen, nämlich die neuste Mode der Damen, die Haarlocken mit Lack zu beschmieren und sie auf diese Weise starr wie Draht zu machen, - ja, er hatte Geld, Geld; was kostet die Welt; was kostet Flip!?

Der erwerbslose Kronner blickte schweigend auf den gezückten Hundertmarkschein, pfiff dann leise durch die Zähne, sagte "Schlips!", steckte die Hände in die Taschen und zog mit dem Hündchen ab. Kopfschüttelnd begab sich der Fabrikant nach seinem Wagen. Den Hund hat er nie wieder gesehen.

Marim.

Die Tat des Chao Ling.X

SPD. Kurz nach Mitternacht gellte ein grauenhafter Schrei durch die Finsternis am Kai. Ein dumpfer Fall folgte und gleich darauf eilende Schritte, die im Dunkel der riesigen Löschanlagen verhallten.

Der wachhabende Hafenpolizist eilte augenblicklich an die Stelle, von der der furchtbare Schrei gekommen war. Er sah einen Menschen am Boden liegen, in dessen Rücken ein breites Messer steckte.

"Mord, glatter Mord", murmelte der Polizist. Dann rief seine gellende Polizeipfeife den nächststehenden Posten herbei.

Der Ueberfallene stöhnte leise vor sich hin. Als der Hafenpolizist sich über ihn beugte, hörte er die leise gehauchten Worte: "Chao Ling...war... es..."

Fragen konnte der Polizist nicht mehr stellen. Im Scheine seiner Blendlaterne sah er die Augen des Mannes brechen. Eben kamen zwei seiner Kollegen hinzu geeilt. Jetzt war der Mordkommission das Feld überlassen.

+ + +
In der 14. Polizeistation meldete sich gegen Morgen ein Chinese, der angab, in der vergangenen Nacht einen Steuermann der Ostasienlinie hinterrücks überfallen und erstochen zu haben. Er verlangte, sofort vor den Untersuchungsrichter geführt zu werden. Der Polizeileutnant verhörte den Chinesen, der ein tadelloses Englisch sprach, und vergewisserte sich von der Richtigkeit der Angaben. Alles, was der Chinese angab, stimmte. Der Steuermann hatte Battling Stockes geheissen und war auf einem Ostasiendampfer gefahren. Er war bei den Menschen wegen seiner hemmungslosen Brutalität sehr unbeliebt gewesen. Geraubt hatte der Mörder nichts. Der Polizeileutnant hatte keine grosse Lust, sich mit dem schweigend da sitzenden Chinesen noch viel zu beschäftigen, und liess ihn in das zuständige Gerichtsgefängnis bringen.

+ + +
Vor dem Untersuchungsrichter wiederholte der Chinese Chao Ling seine Selbstbezeichnung. Ohne zu stocken, schilderte er, dass er dem Steuermann seit Stunden gefolgt sei und ihm dann sein Dolchmesser in den Rücken gestossen habe, als Battling Stockes in den dunklen Kaianlagen ging.

"Weshalb haben Sie den Steuermann ermordet?" fragte der Untersuchungsrichter.

Da erzählte Chao Ling die Geschichte seiner Tat.

"Ich lebte bis vor drei Jahren an den Ufern des grossen gelben Stromes

in meiner Heimat. Meine Brüder und ich arbeiteten in den grossen Reisfeldern unseres Dorfes. Wir waren arm, aber glücklich, und verehrten unsere Ahnen.

Eines Tages kam Tschang Ho in unser Dorf zurück. Er war vor zehn Jahren fortgezogen an die Küste. Tschang Ho war reich geworden. Er brauchte nicht mehr wie wir den ganzen Tag gebückt in den feuchten Feldern zu stehen. Alle beneideten den reichen Tschang Ho, und wir fragten ihn, woher er sein Geld habe. Da erzählte er uns von Amerika. In diesem grossen Lande seien viele gelbe Männer. Alle würden dort reich, wenn sie ein paar Jahre lang gearbeitet hätten. Tschang Ho weckte mit seiner Erzählung die Sehnsucht unter uns Jungen im Dorfe. Auch wir wollten arbeiten und reich werden. Tschang Ho war ja auch als armer Mann fortgezogen, und nun war er reich. Wir beschlossen, mit zwölf Männern unsere Heimat zu verlassen und nach Amerika zu ziehen.

Nach langer Wanderung kamen wir an die Küste, Shanghai, die Hafenstadt, war unser Ziel. Da lagen viele grosse Schiffe, die nach Amerika fuhren. Aber niemand wollte uns mitnehmen, weil wir nicht genügend Geld hatten, um die Ueberfahrt zu bezahlen. Zwei Wochen waren wir in Shanghai und fragten auf jedem Schiffe, ob wir nicht mitfahren könnten. Wir wollten gern arbeiten. Die Schiffsleute aber jagten uns fort.

Als wir eines Tages in einem Gasthaus am Hafen sassen, trat an unsern Tisch ein Seemann. Er fragte uns, ob wir hinüber wollten. Der Seemann erzählte uns, er sei Steuermann auf einem amerikanischen Frachtdampfer. Er könne uns mit seinem Schiffe nach Amerika bringen. Wir waren froh und zahlten dem Steuermann unser ganzes Geld, das wir noch besassen. Dann befahl er uns, bei Anbruch der Dunkelheit am Pier auf ihn zu warten.

Nachts brachte er uns dann mit einem winzigen Ruderboot auf das Schiff. Er führte uns unter das Deck in einen grosseren finsternen Raum. Als ich hinein kam, stiess ich einen am Boden liegenden Menschen an. Da merkte ich, dass ausser uns noch mehr Menschen auf dem Schiffe die Ueberfahrt in der gleichen Weisewie meine Heimatgenossen und ich antreten wollten. Viele Menschen lagen noch in dem finsternen Raume.

Was wir während der langen Seereise auszuhalten hatten, will ich nicht erzählen. Wir wussten nicht, ob es Tag oder Nacht war. Die Seekrankheit quälte uns entsetzlich. Zu essen bekamen wir nichts, obgleich der Steuermann versprochen hatte, uns Speisen zu bringen. Die Luft wurde immer dichter und stickiger. Die Gaumen schwellen uns an, denn wir waren in einem Kohlenbunker untergebracht. Uns schien der Bunker ein Grab zu sein.

Nach langer Reise liess sich endlich der Steuermann im Bunker sehen. Er erklärte, wir seien nun in Amerika angelangt und sollten uns bereit machen, in der Nacht auszusteigen. Mehr tot als lebendig schaffte der Steuermann uns an Land. Hier wartete ich auf meine Dorfgenosse. Aber nur vier kamen nach. Wo die andern geblieben sind, weiss ich nicht. Meine fremden Landsleute, die der Seemann ebenfalls herüber gebracht hatte, erzählten, dass sie wohl gestorben seien. Auch sie vermissten einige ihrer Freunde, lange konnten wir nicht warten. Getrennt machten wir uns fort.

Ich fand bald Arbeit als Koch bei einem Rechtsanwalt, dann als Aufwäscher in einem grossen Hotel. Als ich noch nicht lange in den Staaten war, las ich eines Tages, dass die Leichen mehrerer Chinesen aus dem Hafen gefischt seien. Ich ging in die Leichenschauhalle und sah dort drei meiner Stammesgenossen aufgebahrt liegen. Sie sahen entsetzlich aus. Da gelobte ich, die Toten zu rächen.

Der Steuermann war jener Battling Stockes. Ich habe ihn getötet, weil er ein Teufel war und gewissenlos arme Menschen verhungern liess."

+ + +

So schloss Chao Ling seine erschütternde Erzählung. Er wurde zum Tode verurteilt, später aber zu einer langjährigen Zuchthausstrafe begnadigt. Die

Sehnsucht nach seiner Heimat hielt ihn aufrecht und liess ihn die Strafe standhaft überstehen. Dann aber arbeitete er so lange, bis er Geld zur Ueberfahrt nach seiner Heimat hatte. Er wollte in der Heimerde begraben werden.
Heinz Jacobs.

Wenn die Andern feiern...^x

SPD. Die Kellnerin im kleinen Volkcafé ist heute ungeduldig und zerfahren. Ganz gegen ihre sonstige Art. Die elektrische Beleuchtung im Lokal wirkt trübe, und auch alles andre macht heute einen ungemütlichen Eindruck. Alles scheint auf baldiges Schlussmachen des Geschäftes drängen zu wollen. So muss sich auch Herbert Stettner, der letzte Gast, dazu bequemen, seine karge Zeche zu bezahlen und fortzugehen.

Auf der Strasse steht er eine Weile unschlüssig. Soll er nicht doch zu seiner Cousine Hertha gehen? Das ist seine einzige noch lebende Anverwandte. Sie und ihr Gatte haben ihn, wie in den letzten Jahren immer, zum Heiligen Abend eingeladen.

"Nein, nein und tausendmal nein!" sagt er zu sich selbst. Er hatte sich's doch im Vorjahre geschworen, auf diese "Gnade" zu verzichten. Er würde ja doch nur wieder als "fünftes Rad" beim Feste mitlaufen. Müsste Zeuge der köstbaren Geschenke sein, unter dem prächtigen Christbaume - dem Christbaume der Andern. Er selbst aber müsste wieder für das bisschen Fischsuppe und das Stückchen Apfelkuchen ein "Danke verbindlichst" sagen und dann noch einmal für die vom Gatten seiner Cousine gespendete Zigarette danken. - Nein! Lieber den Weihnachtsabend unter blutfremden Menschen verbringen.

Herbert Stettner weiss, dass einige wenige Lokale in der Millionenstadt auch an diesem Abend geöffnet bleiben. Für Menschen, wie er einer ist: ohne Familie und ohne nähere Bindung zu keiner solchen. Und Herbert sucht und findet ein derartiges Kaffeehaus, nimmt dort an einem kleinen Tische Platz und will sich in die Zeitschriften vertiefen. Vergebens. Heute kehren seine Gedanken immer wieder zu dem grossen Feste zurück, das jetzt von vielen Millionen Menschen gefeiert wird. Nur er sitzt hier, einsam und allein. Ein Entorbter, ein Fremder unter Fremden. - Ob er nicht auch einmal "Fröhliche Weihnachten" gehabt hat? So weit er sich zurückerinnern kann, nicht. War er doch noch keine fünf Jahre alt, als sein Vater starb und die Mutter in fremde Dienste gehen musste. Ja, einmal an einem Heiligen Abend waren seine Mutter und er bei der reichen Tante eingeladen. Da durfte er sich am Anblick des strahlenden Tannenbaumes erfreuen, durfte zusehen, wie sein Vetter Albert und dessen Schwester Hertha reich beschenkt wurden. Unter anderm hatten die beiden Altergenossen auch eine Unmenge Figuren aus Schokolade und Marzipan bekommen. Und die Tante spielte die Wähl-tätige und sagte: "Komm, Herbert, du armer Kerl, sollst auch was haben!" und überreichte ihm mit gönnerhaftem Lächeln - eine von den billigen kleinen Schokoladenzigaretten, die mit den roten Staniolstreifen als Feuerimitation. "Sag' schön: Vergelt's Gott!" mahnte die abgehärmte Mutter. Aber diese Dankesworte wollten damals nicht so recht über seine Lippen kommen. Zu krass war der Unterschied in den Gaben, und was verstand damals der Sechsjährige von der Verteilung der Güter auf Erden und von den sozialen Unterschieden der Menschen! - - -

Und dann später, in der Lehre. Wieder war er bloss Zaungast, wenn Andre beschenkt wurden. Wieder musste er für ein Paar der billigsten Strümpfe - die er ~~Wohl~~sonst hätte bekommen müssen - ein "Vergelt's Gott!" sagen. - Und die Weihnachten nach der bitteren Lehrzeit? Nun, die verbrachte er notgedrungen bei der Zimmerwirtin. Der schlampigen, ewig keifenden Frau und ihrem

ewig besoffenen Manne.

Dann kam der Krieg. In strammer Haltung musste er für das von unbekannter Seite gespendete Liebesgabenpaket ein "Danke gehorsamt!" sprechen. Später kamen die traurigen Weihnachtstage in der Gefangenschaft. Dann die Heimkehr in ein vom Spekulationsfieber verrückt gewordenen Land. In den letzten Jahren war Herbert zum Weihnachtsabend von seiner Cousine Hertha eingeladen worden, die sich, einmal im Jahre, ihres armen, alleinstehenden Verwandten erinnerte und an diesem Tage - Barmherzigkeit üben wollte. Jedesmal hütete sie sich aber, mit ihm allzu freundlich zu sein, aus Angst, ihr Mann könnte es ihr übelnehmen, wenn sie sich des armen Schluckers zu sehr annehme. Der Gatte selbst aber hätte ihn am liebsten davongejagt und zwang sich nur seiner Frau zuliebe, den herablassenden Wohltäter zu mimen.

Das alles weiss Herbert und ist nun auch froh, dem Feste ferngeblieben zu sein. Doch auch hier im Café will er nicht mehr länger bleiben. Er zahlt und geht. Geht ohne Ziel durch die einsam gewordenen Strassen. Auf einer Brücke bleibt er stehen. Gedankenlos blickt er in die ziehenden Wasser.

"Halloh! - Was machen'S denn da?"

Ein einfacher, dem Arbeiterstand angehöriger Mann kommt auf Herbert zu.

"Nichts! - Oder haben Sie vielleicht geglaubt, dass ich mir das Leben nehmen will?"

"Ja!" - Es hat so ausg'schaut!"

"Nein! Sie können beruhigt sein. Im übrigen: ich kann vorzüglich schwimmen!"

"Wär' auch schrecklich gewesen: Selbstmord, heute, am Heiligen Abend", sagt der Passant und trabt neben Herbert einher.

Die beiden Menschen kommen ins Gespräch, und als der Arbeiter hört, dass Herbert keine Familie hat, ladet er ihn ein. Herbert will ablehnen: "Aber wie kommen denn Sie dazu? Heute ist ein ausgesprochener Familientag; da würde ich nur stören!"

"Sind wir Menschen nicht alle Brüder? - Kommen Sie nur und nehmen Sie vorlieb mit meinem bescheidenen Heim!"

Herbert Stettner hat in diesem Jahre bei einem fremden Arbeiter seinen ersten wirklich frohen Weihnachtsabend verbracht.

Jon Klug.

Teufelsaberglauben.^x

SPD. In Friedrich Hebbels Tagebüchern lesen wir unterm 25. Dezember 1851: "Der Teufel ist für die Erwachsenen, was der Schornsteinfeger für die Kinder". Warum schrieb der Dichter diese scheinbare Banalität nieder? Am ersten Weihnachtstage drängte sich ihm wohl inmitten der zum grossen Teil noch abergläubischen Wiener Bevölkerung der Gedanke auf, wie viele Menschen durch die Vorstellung der Sündhaftigkeit und durch den aus dieser Vorstellung erwachsenen Teufelsglauben immer noch geängstigt werden.

Dieser verhängnisvolle Wahn ist auch heute noch nicht ausgestorben, selbst in den grossen Städten nicht, diesen Bollwerken der Vernunft und der Aufklärung.

Wie ist denn nun der Teufel in die Welt gekommen? Griechen und Römer kannten ihn nicht. Sie kannten wohl eine Unterwelt, ein Reich der Schatten, aber der griechische Hades und der römische Pluto waren keine Dämonen, sondern Götter und Könige.

"Der Teufel", sagt Johannes Scherr einmal sehr hübsch, "ist von Geburt Perser, durch Adoption Jude, von Erziehung und Bildung Christ oder, wenn man will, Widerchrist."

Schon nach altarischem Glauben stehen die Naturmächte (die Daivas) und die sittlichen Mächte (die Asuras) in Gegensatz zueinander. Die sittlichen Mächte werden geführt von Varuna, dem Gott des Eides, und Mitra, dem Gott des Vertrags. Beide haben die Rechtsordnung (Arta) geschaffen. Die Daivas sind die Mächte der Lüge und des Verderbens. Diese Vorstellungen formte der altpersische Religionsstifter Zoroaster (um 1000 v. Chr.) zu einem neuen System um, dessen Wirkung auf Judentum und auf Christentum gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Für den wahren Gott behält Zoroaster (Zarathustra) den Namen Asura (persisch Ahura, d. h. Herr) bei. Aber den Namen Varuna ersetzt er durch Mazda, d. h. der Weise. Sein oberster Gott heisst also Ahura-Mazda (der Herr und der Weise). Er ist der heilige Geist, der sich dem Propheten Zoroaster offenbart. Der böse Geist Angramanju (d. h. böser Geist) oder Ahri-man ist nach Ablauf einer dreitausendjährigen Periode, in der die von Ahura-Mazda geschaffenen Wesen in einer unsinnlichen oder übersinnlichen Welt ohne Denken und Bewegung lebten, aus dem finstern Abgrund hervorgebrochen und hat vergeblich versucht, das Licht zu zerstören. Er flieht in den Abgrund zurück und schafft dort die Dämonen. Von nun an ringen die beiden Mächte - Ahura-Mazda und sein Heer und Angramanju und das seinige - um die Herrschaft über die Welt. Der Kampf endet natürlich mit dem Siege Ahura-Mazdas. Aber dieser ist kein unerbittlicher Herr. Auch die Bösen kommen nach ihrer Reinigung in sein ewiges Reich. Ewige Höllenstrafen kennt also der Parsismus nicht. Er befindet sich damit in starkem Gegensatz zum Christentum. Nur vereinzelte christliche Theologen haben gegen die Vorstellung der ewigen Höllenstrafen Front gemacht, so der Kirchenvater Origenes (185 bis 254). Aber die Kirche wollte und will noch heute von einer Milderung oder gar Abschaffung der Höllenstrafen nichts hören.

Die Juden wussten ursprünglich nichts von einem Teufel. Jahwe, der alleinige Gott, herrschte mit unumschränkter Macht. Aber er hatte Boten, durch die er mit den Menschen verhandelte. Unter diesen Boten tritt besonders hervor der Ankläger, der Satan. Das hebräische Wort Satan bedeutet ursprünglich Gegner (vor Gericht), Widersacher. Dieser Satan ist jedoch ebenso ein Untertan Jahwes wie der sogenannte Engel des Herrn (hebräisch Malak Jahwe). Dies geht deutlich aus dem biblischen Buche Sacharja (namentlich aus dem 3. Kapitel) hervor (entstanden etwa 520 v. Chr.). An einen Teufel im christlichen Sinne ist garnicht zu denken. Erst um 200 v. Chr., geraume Zeit nach der Perserherrschaft, trat ein Umschwung ein. Der Parsismus hatte einen entscheidenden Einfluss auf das jüdische Volk gewonnen. Jetzt wird der Widersacher oder Ankläger zum Oberhaupte der Gott gegenüberstehenden feindlichen Macht.

Und nun macht die Durchteufelung der Welt rasche Fortschritte. Zur Zeit Jesu ist der Glaube an böse Engel Gemeingut. Besonders glaubte man, Krankheit und Unglück seien das Werk von Dämonen (bösen Geistern). Auch Jesus teilte diesen Glauben. Kranke und Sieche, vor allem Epileptiker, waren von Teufeln "besessen". Diese Teufel bannen und vertreiben konnte nur derjenige, der zur "Erkenntnis" gelangt war; er tat es mit Hilfe der heilbringenden Mächte, der Engel und der in ihn selbst eingegangenen göttlichen Kräfte.

Die christliche Kirche hatte es dann vorzugsweise mit dem Obersten der Dämonen, dem Teufel schlechthin, zu tun. Mit ihm konnte man - eine neue Form dieses schrecklichen Wahns - Bündnisse eingehen. Ueber eins der frühesten berichtet der Kirchenvater Basilius der Grosse (4. Jahrhundert n. Chr.). Dessen Diener Proterius hatte einen Vertrag mit dem Teufel abgeschlossen, doch Basilius wusste diesen Vertrag rückgängig zu machen und den reuigen Teufelsbündler den Klauen des bösen Feindes zu entreissen. Für die förmliche Verschreibung der Seele gibt es schon aus der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts ein Beispiel: Theophilus von Adana hatte seine Seele dem Satan verschrieben, wurde aber durch die Vermittlung der Jungfrau Maria gerettet und bekam das ge-

gefährliche Schriftstück zurück. Wer denkt dabei nicht an Fausts Erlösung bei Goethe!

Auf dem einmal beschrittenen Wege ging es weiter. Ketzerwurden als Teufelsbündler angesehen, und ihre Vernichtung war ein gutes Werk. Aus dem "Dialogus miraculorum" des Mönches Cäsarius von Heisterbach (gestorben um 1250) geht hervor, dass die Menschen jener Zeit sich auf Schritt und Tritt vom Teufel begleitet wähnten. Zu Ende des 15. Jahrhunderts war der Teufelswahn auf eine solche Höhe gestiegen, dass Papst Innozenz VIII. sich veranlasst fühlte, durch eine Bulle (1484) alle Kleriker und Juristen gegen den Satan aufzurufen. Die beiden Inquisitoren Jakob Sprenger und Heinrich Krämer verfassten darauf den sogenannten "Hexenhammer", den man als einen Feldzugsplan gegen den Teufel bezeichnen könnte. Damit heben die Hexengreuel an, jene scheusslichen Verbrechen, die für alle Zeiten ein Schandfleck des Menschengeschlechts bleiben werden.

Die Reformation hat mit dem Teufelsbergglauben nicht aufgeräumt. Luther glaubte steif und fest an den Bösen und hat mit seinem ewigen Gerede vom Satan und seinen Künsten die Menschen nicht wenig geängstigt.

Erst der Jesuit Friedrich von Spee trat (1631) energisch gegen die Hexenprozesse auf. Ihm folgte 1691 der Holländer Balthasar Bekker, ein protestantischer Geistlicher, der in einem Buche "Die bezaubter Welt" Front machte gegen das wüste Treiben der Hexenrichter. Einer der grössten Wohltäter der Menschheit aber war der Leipziger Professor der Rechtswissenschaft Christian Thomasius. Von 1701 bis 1712 liess er immer wieder Abhandlungen gegen den Zauberglauben und gegen den Hexenwahn hinausgehen.

Wackere Streiter gegen den Teufelsbergglauben erstanden bald darauf in den sogenannten Popularphilosophen und in den englischen Freidenkern. Kant und Feuerbach, wie überhaupt fast alle neueren Philosophen, endlich die Vertreter der modernen Naturwissenschaft - sie alle erhoben ihre Stimmen wider diesen scheusslichen Wahn. Und doch - Teufelsgläubige gibt es immer noch; denn mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.

Karl Quenzel.

Ankunft im Süden.^X

SPD. Es ist gleichgültig, woher man kommt; immer ist's ein Theaterstück voll Spannung, voll von Bühneneffekten, Glanzbeleuchtungen, Ueberraschung und buntem Szenenwechsel. Der schönste Eintritt in Italien ohne Zweifel der von der Gotthardbahn her, wenn man im Spätherbst oder Vorfrühling kommt. Dann wird auch das Unwahrscheinlichste zum Erlebnis. In der Nordschweiz ist alles in tiefstem Schnee verhüllt. Nebelgrau deckt den Vierwaldstätter See. Der Bergsturz von Goldau erweckt den Eindruck, als näherte man sich dem Eingange der Unterwelt. Tiefend muss liegen die geborstenen Felstrümmer bis dicht an die Schienen. Die Kehrtunnels gleiten hinein in das Land der alten Helveten. Schutt, Schnee, Wolken, Nebel, Kälte sind die Begleiter. Man erlebt, bequem im Wagen sitzend, die Schrecken einer Hochgebirgstour. Endlich öffnet sich unter wirklich schwindlig hohen Bergen der schwarze Stollen des Gotthardtunnels. Göschenen ist ein Ort, der täuschend einer Station im nördlichen Schweden gleicht. Fast immer schneit es. In kleinen, dünnen Körnern rieselt das Weiss. Grämliche Wolkenfahnen verhängen die Welt. Man fröstelt im kalten Nebel und denkt mit Missvergnügen daran, gerade diesmal schlechtes Wetter in Italien vorzufinden. Denn auch das gibt es und ausgiebig genug.

Dann kommen die 26 Minuten Fahrt unter einem Berge, der buchstäblich 2000 Meter Felslast über unsre Köpfe türmt, und dann plötzlich blauer Himmel,

hüfterster Sonnenschein. Der Schnee ist im Tale weggeblasen; nur auf unwahr-
scheinlich hohen Gipfeln glänzt er augenschmerzend weiss in das tiefe Blau.
Die Welt ist voller Farben. Airolo, Faido, Valstagno, das alles rast vorbei.
Fremdartige Bäume stehen zwischen den Steinmauern. Das sind Kastanien; Edel-
kastanien, sagt der naturkundige Begleiter. Weingärten gehen die Hänge hin-
auf, und auf einmal steht da dunkel und schlank die erste Zypresse. In Luga-
no blüht es wie im Mai; fröhliches Leben lärmt, als gäbe es in dieser Welt
keine Sorge und Not - aber vorbei rast der Zug, auch an den letzten Rebenhü-
geln, in die Alpen auslaufen. Die lange, einförmige Ebene, eine Fabrik-
stadt - wenigstens von der Bahn aus sieht Mailand wie Magdeburg aus - ein
breiter, träger Strom mit Auen wie daheim: der Po - und lange, gerade Wasser-
arme - das sind Rieselfelder, sagt wieder unser Freund; denn zuerst sanfte
Hügel, später in der Dämmerung schroffe, öde, waldlose Berge: ein hässliches
Land, dieser ligurische Apennin. Doch man sieht jetzt nichts mehr; die Nacht
ist hereingebrochen; der Zug jagt klirrend hinunter; viele Lichter flammen
auf; Kamine, Eisenwerke, wieder Fabriken - es gibt ja auch ein modernes Ita-
lien. Einen Augenblick hält man. "San Pier d'Arena" schreien im schönsten
Bariton die Schaffner. Die grosse Unruhe entsteht, wie immer, wenn der Zug
in die Endstation einfährt. Eine Riesenstadt - da, noch ein grosser Tunnel
unter sie gebaut. Dann ist man in Genua. Eine Minute später steht man auf
einem grossen Platz, umheult, umtobt von einer Weltstadt, die ihren Ge-
schäftseifer italienisch - melodisch hinausbrüllt. Aber man reibt sich die
Augen. Was ist denn das? Da stehen ja mächtige Palmen auf der Strasse. Ein
ganzes Wäldchen von Pattelpalmen und fremden Tropengewächsen um ein schnee-
weisses Marmordenkmal. Ein stiller, ernster Mann winkt von seinem Sockel.
Christoph Columbus. Und da: da sitzen ja jetzt im Dezember Leute an weissen
Tischen im Freien und essen Abendbrot, wie wir im Juni in schöner Sommer-
nacht. Es ist auch lau und lind, als wär' es Mai, und oben flimmern die
Sterne.

Dieser Weg ist der schönste Eintritt, den man jemandem wünschen kann,
der sich nach dem Süden sehnt.

Dr. R. Francé.

SPD. Die Nahrung des Gletscherfloh.^x Ein merkwürdiges, zu den Spring-
schwänzen zählendes Ur-Insekt ist der Gletscherfloh. Er ist schwarzzottig
und wird 1 bis 2 Millimeter lang. In den Schneeregionen des Hochgebirges
kommt er häufig in so gewaltigen Mengen vor, dass dadurch stellenweise die
Eisspalten regelrecht dunkel gefärbt werden. Man nahm bis vor kurzer Zeit
noch an, dass die Nahrung dieses Tieres in Ueberresten von Insekten bestünde,
die durch den Sturm bis in jene Höhen hinaufgetragen werden. Kürzlich an-
gestellte Untersuchungen des Zoologischen Instituts der Universität Inns-
bruck haben jedoch ergeben, dass die Nahrung des Gletscherfloh - nur aus Pflan-
zenpollen besteht, die der Wind in die Schneeregionen befördert.

SPD. Eine alte Geige.^x "Diese Geige ist über hundert Jahre alt."
"Sagen Sie das doch nicht so laut! Das merkt kein Mensch! Zumal da sie
noch beinahe wie neu klingt...!"